Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

26. MAI 1966
Zentralbibliothek
Predigerplatz
8001 Zürich

A. Z. Zürich 1

44. Jahrgang Nr. 1 Mai 1966 Achtmal jährlich

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)
Xaver Achermann (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telephon 47 75 30
Auflage 14 000
Redaktionsschluss Nr. 2: 18. Mai 1966

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Studenten als Trommler für Bildung und überfüllte Hörsäle

Freiburgs (im Breisgau) Studenten haben eine Idee

»Unser Fortschritt als Nation kann nicht schneller sein als unser Fortschritt auf dem Gebiet der Ausbildung und Erziehung; der menschliche Geist ist unser grösster Reichtum«, sagte zum Beispiel John F. Kennedy einmal. Und zum mindesten rhetorisch hat sich diese Wahrheit bei uns ziemlich durchgesetzt; und nicht nur rhetorisch: Anstrengungen, ihr nachzukommen, werden immerhin versucht. Fragt sich nur, ob sie ausreichen.

Teufelskreis der Probleme

Müssig, es zu sagen: Die Bildungsanstalten, Mittel- oder Hochschulen, sind gründlich überfüllt. Aber sie sind es zuwenig.

»Die kürzlich durchgeführten Erhebungen zeigen, dass die Schweiz im Vergleich zu den übrigen wirtschaftlich entwickelten Ländern beträchtlich in Rückstand geraten ist.

Wenn man nämlich davon ausgeht, dass die Zahl der Universitätsbesucher mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ständig zunehmen sollte, müsste der Anteil der Studierenden im Alter von 20 bis 29 Jahren, an dem in unserem Land erreichten Stand der Entwicklung gemessen, doppelt so gross sein, als er jetzt ist. Es erscheint daher unerlässlich, dass die Schweiz alles ins Werk setzt, um diesen Rückstand aufzuholen.«

So steht es geschrieben in der Schrift des »Verbandes der Schweizerischen Studentenschaften«, herausgegeben zur Expo 1964.

1970 sollen der Schweiz 400 Aerzte, 300 Mittelschullehrer, 750 Zahnärzte fehlen, ausserdem wird Mangel an Technikern, Juristen usw. herrschen. Um die Lücke zu schliessen, müsste sich die Zahl der Studierenden beträchtlich erhöhen, und die Universität dürfte dann aus allen Nähten platzen. Denn: Schritt zu halten mit einer solchen Entwicklung kostet Geld und, so scheint es, zu viel. (In den nächsten drei Jahren müssen die Hochschulkantone rund eine Milliarde nur für ihre Universität aufbringen. 200 Mio. Fr. zahlt der Bund daran. Das sind – nach Labhardts Bericht – 200 Mio. Fr. zuwenig.) Mehr oder minder also wird die Universität den Ansprüchen der Wirklichkeit nachhinken.

Aber der Ausbau der Universität allein genügt nicht. Nötig ist, um den Bedarf an Geisteskapital zu decken, auch die weitere Investition von Staatsgeldern, um z. B.

- eine breitere Streuung der Mittelschulen im ganzen Land zu ermöglichen,
- eine Verbesserung des Stipendienwesens beginnen zu können.

Und mit Geld allein ist die Sache noch längst nicht erledigt. Auch die Logik zeigt ihre Tücken: Damit etwa genügend neue Lehrer ausgebildet werden können, müssen sich mehr Studenten an den Universitäten immatrikulieren; vorerst aber haben sie die Matura zu bestehen, was wiederum mehr Mittelschullehrer erfordert, die nur durch Erhöhung der Studentenzahl ... usw. Ein schöner Teufelszirkel!

Man könnte verzweifelter Betäubung zum Opfer fallen, starrte man allzu angestrengt in diesen Kreisel. Für eine andere Möglichkeit entschieden sich einige Studenten der Universität Freiburg im Breisgau: sie handelten – sämtliche Bedenken in Kauf nehmend, die eine Tat immer mit sich bringt.

»Student aufs Land«

Die Freiburger Studenten stellten fest:

- dass vor dem Zweiten Weltkrieg Deutschlands Lizenzbilanz ausgeglichen war, während heute die Bundesrepublik für den Ankauf ausländischer Erfindungen jährlich 50 Mio. DM zuschiessen muss;
- dass die Ursache dieses Bildungsdefizits unter anderem darin zu sehen ist, dass die Bundesrepublik im Vergleich zu ihren Nachbarländern zu wenig junge Menschen an weiterführenden Schulen ausbildet;
- dass Frankreich schon vor fünf Jahren doppelt so viele Abiturienten und Schüler mit mittlerer Reife entlassen konnte wie die Bundesrepublik;
- dass Landbevölkerung und Arbeiterschaft im Verhältnis zu anderen sozialen Gruppen nur wenig Kinder an weiterführenden Schulen ausbilden und an den Hochschulen mit zwei bis fünf Prozent der Studenten den geringsten Anteil stellen, obwohl Landbevölkerung und Arbeiterschaft fast zwei Drittel der Bevölkerung der Bundesrepublik ausmachen.

Am 1. Juli letzten Jahres hatten überall in Deutschland insgesamt hunderttausend Studenten demonstriert, um die Nation auf den zunehmenden Bildungsrückstand aufmerksam zu machen. Wie ernst diese Tatsache zu nehmen sei, wollten Freiburger Studenten allererst selber dokumentieren, mit eigenen Initiativen: »Was lag näher, als dort anzusetzen, wo der Bildungswille noch am geringsten, die Begabungsreserven aber noch am grössten sein mussten? So entstand die Idee, mit Studenten in Landgemeinden und Industriebetrieben eine Bildungswerbungskampagne zu organisieren. Motto der ersten Stufe in den Landgemeinden: »Student aufs Land.« (Ignaz Bender, der Initiator und Leiter des Unternehmens.)

Auch in der Schweiz

liesse sich einiges feststellen, so etwa

- dass »der Anteil der qualifizierten Arbeitskräfte in der Bedarfsskala praktisch auf allen Gebieten und auf allen Stufen zunehmen, während derjenige der Handlanger entsprechend abnehmen wird«;
- dass »die Nachfrage nach hochqualifizierten Arbeitskräften noch schneller anwachsen wird« (genaue Zahlen in einzelnen Berufen siehe oben);
- dass daher »die Universität von heute und morgen der grösstmöglichen Zahl von Studierenden offenstehen muss«;
- dass schliesslich damit eine »Erhöhung der Studierenden auch wirklich Wirklichkeit wird, die Bevölkerung über die neuen Möglichkeiten, die sich jedem einzelnen bieten, *unterrichtet* werden muss«. (Zitate aus der VSS-Broschüre.)

Im Zusammenhang mit der Freiburger Aktion ist also besonders hervorzuheben: 1. eine Demokratisierung des Zugangs zum Studium, 2. eine Bildungsreserve, 3. geeignete Information und Unterrichtung über Bildung und Weiterbildung, die jedem einzelnen offenstehen.

Kurt Lüscher, Assistent am Berner »Institut für Soziologie und sozio-ökonomische Entwicklungsfragen«, belegt in seinem Bericht über Untersuchungen innerhalb der »Bildungs- und berufssoziologischen Forschung in der Schweiz« *verbindlich* (»Schweizerische Lehrerzeitung«, Nr. 35, 1963):

- dass 1. »die obersten sozio-ökonomischen Gruppen im Vergleich mit ihrer zahlenmässigen Stärke gegenüber der Gesamtbevölkerung in den Gymnasien deutlich übervertreten, während die unteren Schichten ebenso deutlich untervertreten sind«;
- dass 2. »sehr oft die räumliche Distanz ein Anlass ist, auf den Besuch der Mittelschule zu verzichten«;
- dass 3. »neben den immer wieder zu Recht geforderten Erleichterungen und Studienbeihilfen Bereitschaft und Aufgeschlossenheit der Eltern eine wichtige Rolle spielen, damit junge Leute in den Genuss einer qualifizierten Schulbildung kommen können. Wichtig ist auch der Rat der Volksschullehrer.«

Eine letzte Bemerkung Lüschers scheint besonders wichtig: »Bis anhin konnte noch kein eindeutiger Beweis erbracht werden, dass die Untervertretung der unteren Schichten in den Gymnasien auf einen erbbiologisch bedingten Mangel an *Bildungsfähigkeit* zurückzuführen ist.«

Die Aktion

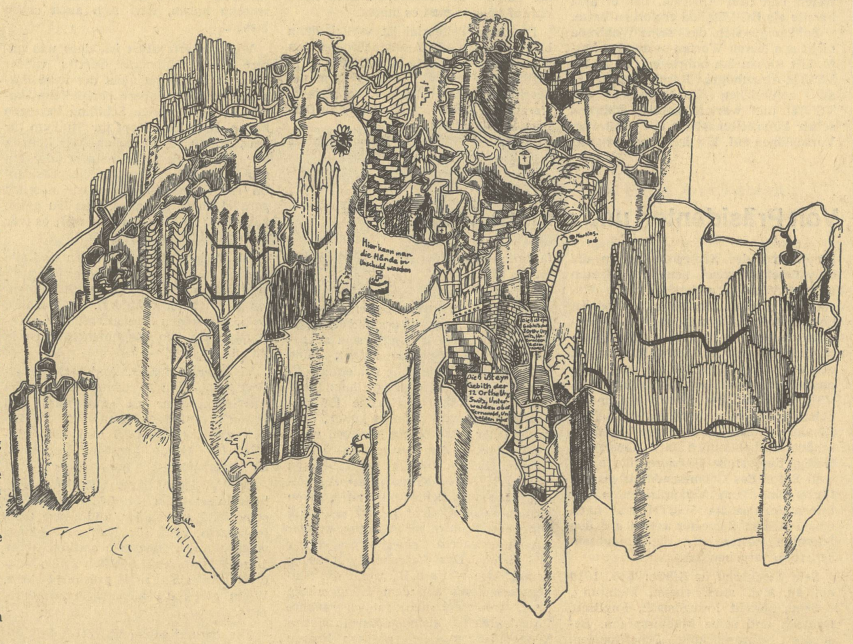
in Deutschland hatte Erfolg. Am Anfang freilich standen Fragen. Würden sich für die »Student-aufs-Land-Bildungswerbungskampagne« überhaupt Studenten finden lassen? Wie sollten sie vorbereitet werden? Wie konnten sie überhaupt an die Landbevölkerung herankommen? – Ignaz Bender:

»Auf die erste Flugblattaktion hin meldeten sich achtzig Interessenten.

Fortsetzung auf Seite 11

Die Bilderhandschrift von Ennenda

zs entlarvt ein »staatszersetzendes« Dokument / Weiteres lesen Sie auf Seite 18



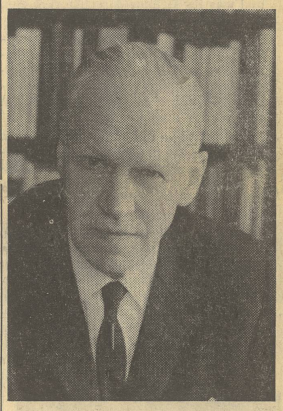
Die Schweiz – ein Bund souveräner Staaten mit eigenem Recht, Mass, Gewicht, Geld, Zoll, eigener Aussenpolitik und eigenen Grenzstreitigkeiten.

Wir fragen den neuen Rektor

Schon seit dem 14. März amtet Prof. Dr. W. Bickel (63) in der Nachfolge von Prof. Dr. E. Schweizer als Rektor der Universität.

In einer Rede des «dies academicus« hat er sein curriculum vitae für zu wenig bewegt erachtet, um allgemein zu interessieren: geboren in Bombay, Mittelschule in Stuttgart. Nach fünf Jahren Universität in Zürich, Leipzig, Lausanne und Paris Promotion zu Dr. oec. publ. als 23jähriger. Nach seinen Studien arbeitete er in der englischen Stahlindustrie, dann ab 1933 als wissenschaftlicher Assistent, später als Adjunkt in Basel und Zürich und als Kantonsstatistiker in Basel. Die venia legendi für Statistik erhielt er 1944 als Leiter des Statistischen Büros des Kantons Zürich. 1946 wurde er zum Ordinarius ernannt.

Um unsere Kommilitonen mit den Gedanken unseres neuen Rektors, Prof. Dr. W. Bickel, etwas vertrauter zu machen, haben wir ein Gespräch mit ihm ge-



führt, das im Folgenden wiedergegeben wird:

Zürcher Student: In der Politik ist es üblich geworden (auch in der Schweiz folgt man ja neuerdings dem Beispiel) gelegentlich, vornehmlich aber bei einer Regierungsumbildung, Rechenschaft abzulegen über Geleistetes und zu Leistendes. Was haben Sie zu sagen in einer solchen State-of-Union-Botschaft?

Herr Rektor: Die Frage der Gestaltung des künftigen Hochschulwesens ist das erste und dringendste Problem.

Dazu möchte ich aber doch einmal bemerken, dass man in der Schweiz weder in der Forschung noch in der Ausbildung von Wissenschaftern dermassen hinter dem Mond ist, wie das in der Presse häufig dargestellt wird. ETH-Absolventen sind in der ganzen Welt gesucht. Die häufigen Berufungen von Privatdozenten und jüngeren Professoren unserer Uni ins Ausland (ihre Namen finden sich im Jahresbericht) beweisen alljährlich den hohen Stand unserer Hochschule(n). Trotzdem lässt sich selbstverständlich noch mehr erreichen. Ueberfüllt sind die Hochschulen anderswo noch viel mehr.

Zürcher Student: Es ist allerorten männiglich bekannt, dass die akademische Freiheit, die vielgepriesene, von lernfaulen Studenten strapaziert wird: Student sein bis zur Prüfung, die so lange wie möglich hinausgeschoben wird, ist sehr beliebt. Willi Heinzelmann hat in seiner Brandrede mit Sorge auf die Praxis einer deutschen Uni hingewiesen, Studenten, die allzulange ihre Prüfung verschieben, abzuweisen. In Zürich hat man den Zustrom von Ausländern (die in der Germanistik oft erfrischenden Wind bringen) gebremst. Am zweitwenigsten Ausländer sind in Zürich.

Frage: Was gedenken Sie zu tun, das allerdings oft tiefe Niveau der Studie-

92383
Hg

renden (und übrigens ja oft auch der Seminare und Uebungen) zu heben? Glauben Sie, Massnahmen finden zu können, die die Lernfreiheit nicht oder nur wenig beeinträchtigen und doch eine Regulierung des Studentenzustroms ermöglichen?

Herr Rektor: Die Frage ist pessimistisch gestellt, sie unterschätzt den Lerneifer der Studenten, die bestimmt nicht weniger fleissig sind als früher. Nur sind die Anforderungen erhöht worden.

Mehr Studenten allgemein bedingen auch mehr, die den Anforderungen nicht genügen.

Man kann vielleicht sagen, dass zu meiner Zeit eher eine bessere Auswahl den Zugang in die Hochschulen fand.

Als Rektor in 2jähriger Amtszeit hat man allerdings nur geringe Möglichkeiten zur Veränderung solcher Entwicklungen.

Zürcher Student: Drängen sich möglicherweise Massnahmen auf, die zu einer Trennung Massenuniversität–Eliteuniversität nach den Vorbildern Bochum–Konstanz führen?

Herr Rektor: Solchen Massnahmen stehe ich skeptisch gegenüber. Man hat sich ja Gedanken dieser Art gemacht in der Diskussion um eine allfällig zu schaffende wissenschaftliche Universität Aarau. Gesetzt der Fall, das Interesse unter den führenden Dozenten ist da, besteht die Gefahr, dass der Abzug in diese Postgraduate University den bestehenden Hochschulen die führenden Kräfte raubt und so das Niveau senkt. Ausserdem stünden die hohen Kosten für Laboratorien, Institute und Bibliotheken in keinem Verhältnis zur geringen Zahl von Studenten, die, dem System entsprechend, aufgenommen werden könnten.

Zürcher Student: In Ihrer Bankettrede haben Sie angetönt, dass man sich mit der Frage, ob Rektorats- oder Präsidialsystem für unsere Schule, beschäftige. Was geschieht in dieser Richtung und was für Gründe sprechen fürs eine oder andere?

Herr Rektor: Die Frage des »Dauerrektorates« liegt zur Zeit vor den Fakultäten, und der Senat wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Semesters Stellung nehmen. Die Meinungen sind vorläufig noch geteilt.

Ich selbst sehe die Hauptschwierigkeit darin, dass ein geeigneter Wissenschafter oder Forscher wenig geneigt ist, seine bisherige wissenschaftliche Tätigkeit mit weitgehend administrativer Rektoratsarbeit zu vertauschen.

Zürcher Student: Ebenfalls eine Frage der Organisation, die wohl mit dem ersten in Zusammenhang steht, ist der Aufbau der Fakultäten: Gespräche zwischen den Dozenten aller Fakultäten und die bereits zur Institution gewordenen Ringvorlesungen dienen dem Kontakt. Drängt sich nicht eine noch engere Beziehung auf, um in Fächern wie Soziologie (Prof. E. Schweizer hat darauf hingewiesen) hinreichend unterrichten zu können?

Herr Rektor: Tatsächlich ist unser jetziges System nicht mehr befriedigend. Eine andere Gestaltung der Fakultäten ist durchaus erwägenswert: Man erstrebt eine Auflockerung des heutigen Aufbaus, so dass die von Ihnen erwähnten Querverbindungen leichter möglich sind.

Allerdings bedingt auch die Lösung dieser Aufgabe eine Reorganisation des Rektorates: Bedenken Sie, noch keine zwei Monate bin ich im Amt, und ich kann ausgeschlossen den Betrieb schon so gut kennen, dass ich eine befriedigende Neuregelung an die Hand nehmen könnte. Eine zweijährige Amtszeit reicht kaum für derartige Aufgaben.

Zürcher Student: Auf Ende Semester sind in unserer Redaktion einige Zuschriften eingegangen, die sich mit dem üblichen Testaterteilungssystem beschäftigen. Man mokiert sich, ärgert sich, bedauert die deshalb überlasteten Dozenten: kurz, ausnahmslos wird eine radikale Abschaffung verlangt.

Herr Rektor: Die letzte Diskussion über das Thema hat vor ca. einem Jahr stattgefunden. Eine vorgeschlagene fakultätsweise Regelung wurde vom Senat abgewiesen, ebenso stiess Herrn Spielmanns Vorschlag, sich mit *einem* Testat pro Semester zu begnügen, auf Ablehnung.

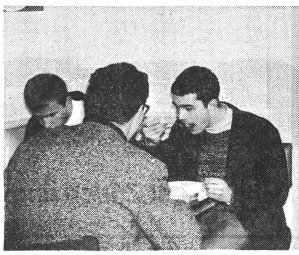
Eine Abschaffung der Testate ist im Moment nicht möglich, da verschiedene Prüfungsbehörden den Ausweis über den Besuch verschiedener Vorlesungen verlangen.

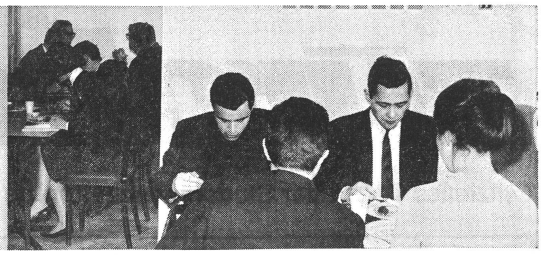
Einige Dozenten sehen auch im Testatwesen eine der wenigen Möglichkeiten, mit den Studenten in Kontakt zu bleiben. Es besteht hier allerdings ein Unterschied zwischen Uebungen, Seminarien und den sogenannten Massenlehrveranstaltungen, wo ja die Testate zum Teil von den Assistenten gestempelt werden.

In Deutschland sind übrigens an einigen Orten die Testate radikal abgeschafft, später aber wenigstens teilweise wieder eingeführt worden.

Eine gewisse Aenderung des jetzigen Systems wird die in Aussicht stehende Pauschalierung der Kolleggelder mit sich bringen.

Zürcher Student: Wir danken Ihnen Herr Rektor, für dieses Gespräch.





Keine Angst vor einem Bauch

Bereits sind Monate verflossen, seit die Notmensa ihre Tore zum ersten Mal geöffnet hat. Sie hat damit der Oeffentlichkeit gezeigt, dass die Verpflegung der Zürcher Studenten ein brennendes Problem ist, das dringend einer grosszügigen und weitsichtigen Lösung bedarf, und dass mit gutem Willen und Einsatz in dieser Sache auch etwas erreicht werden kann

Und es zeigt sich auch schon ein Lichtblick: Mit einem Tempo, das unseres Raketenzeitalters würdig ist, hat der Regierungsrat ein Projekt für eine definitive Mensa genehmigt, und wenn nicht alles schief geht, kann sogar noch im Laufe dieses Jahres darüber abgestimmt werden.

Seit dem Eröffnungstag hat die Mensa Pfauen täglich ihren Dienst erfüllt. Während des Semesters wurden täglich 200 bis 300 Essen ausgegeben, während der Ferien natürlich weniger. Doch bereits in den ersten Tagen des neuen Semesters sind die Zahlen wieder erheblich angestiegen. Da hier jedoch die Untugend des Plätzebesetzens nicht Mode ist, findet man zu jeder Zeit freie Sitzplätze und hat auch nicht das Gefühl, sich sofort nach dem letzten Bissen wieder erheben zu müssen.

Zwar gibt es bis jetzt kein »besseres« Menu zu 2.50, ganz einfach deshalb, weil eben schon das für Fr. 2.20 besser ist. Dafür gibt es dieses in zweifacher Ausführung: Ein Hauptmenu und ein kalter Teller für denjenigen, dem das Hauptmenu nicht zusagt.

Man gibt sich Mühe, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die gepriesene gemütliche Atmosphäre der kleinen Räume wurde noch verbessert durch Angliederung eines weiteren Zimmers. Damit die Verpflegung so abwechslungsreich wie möglich ist, wird darauf geachtet, dass die angebotenen Essen nicht in der Menuauswahl der Unibar enthalten sind.

Das Menu der Mensa Pfauen wird täglich in der Uni (Anschlagbrett) angeschlagen. Entgegen anderslautenden Gerüchten sind keine Essbons mehr notwendig; es wird jetzt bar bezahlt.

Der Weg von der Uni zum Pfauen und zurück bleibt zwar keinem erspart, doch bringen einen die wenigen Schritte in den Genuss der freundlichen Maisonne und verhindern das Ansetzen eines Schmerbauchs, denn Suppléments werden in der Notmensa Pfauen auf Wunsch gerne abgegeben. *H. Furter*

Sergio Pellegrini

»Abschied von einem Präsidenten« oder »Pensionierung eines Gladiators« hätte die Ueberschrift auch heissen können .Was aber bleibt an Charakteristischem für einen Menschen, der ganze Berge von Dokumenten mit seiner Unterschrift geschmückt hat? Sein Namenszug!

Vor einem Jahr wurde Sergio aus der Mitte des DC (eigentlich war es mehr aus dem rechten Flügel) zum Präsidenten erkoren, sozusagen als schlichtes DC-Mitglied aus der Menge gehoben. Denn wohl war Sergio in seinem Elektionsgremium kein Unbekannter, doch belastete ihn bei seiner Wahl keine Charge in der studentischen Organisation. Zweifellos war sein Wahlerfolg ein Produkt aus seinem geschickten Auftreten und dem Ansehen, das er sich bereits als DC-Mitglied erworben hatte.

Bald zeigte sich, dass seine Wahlrede nicht aus leeren Worten bestanden hatte. Mit Riesenelan bohrte er sich in die VSETH-Aktenhügel. Rasch begriff er die zahlreichen Engagements des VSETH und wartete bereits während seiner Einarbeitensphase mit konkreten Vorschlägen auf. Ein deutliches Zeugnis seiner Auffassungsgabe ist die Tatsache, dass Sergio innert kurzer Zeit bei allen studentisch relevanten Organisationen eine bekannte Persönlichkeit war.

Der administrative Sektor nimmt in der Tätigkeit des VSETH-Präsidenten einen grossen Platz ein, ausserdem aber demonstrierte er vor allem bei der Auswertung der Sozialumfrage und der darüber veranstalteten Pressekonferenz seine schöpferischen Fähigkeiten. Es ist sein Verdienst, dass die Pressekonferenz ein derartiges Echo zeitigte. Trotz der zahlreichen Schwierigkeiten (studentische Lethargie und so) führte er das langgeplante und immer wieder hinausgeschobene Unternehmen zum Erfolg. Als weitere schöpferische Spitzenleistung von Sergio bleibt uns die im Wintersemester herausgegebene Streitschrift »VSETH-Konzept« in Erinnerung. Durch immensen geistigen Einsatz und grosse Zeitopfer hatte Sergio dort mit einigen Mitkämpfern die Ergebnisse eines Seminars in Dürrenäsch zu einer abgerundeten Diskussionsgrundlage über sehr aktuelle prinzipielle Hochschulprobleme verarbeitet, die gleich noch einige fundierte Forderungen bezüglich des Bildungsideals enthielt. Auch hier war das Echo vernehmlich.

In seinem Präsidentenjahr hat sich Sergio ferner zu einem gewiegten Debatter entwickelt, der mit gezielten Stössen und seinem stets charmanten Lächeln die Argumente des Gegners zu zerstreuen wusste. Es wäre doch sehr bösartig, wenn man diese Fähigkeit einfach als baslerische Eigenart abtun würde. Es kommt schliesslich auch noch darauf an, wie man es macht.

Die Aera Pellegrini ist vorbei, denn bereits belegt sein Amtsnachfolger den würdigen Präsidentensessel. Doch in VSETH-Kreisen wird Sergio stets ein geschätzter Gast und Berater bleiben. Herzlichen Dank und das Beste zu Deinem Studienabschluss.

Hannes Walser

VSETH-Präsident H. P. Nadig

So gewaltig wäre das nämlich nicht einmal . . . Oder wie wäre hinsichtlich der Mensa eine Arbeitsteilung: Präsident Nadig sorgt für eine Notmensa, Präsident Burckhardt dafür, dass die neue Mensa in drei und nicht erst in sechs Jahren steht? Beides liegt auch hier im Rahmen des Möglichen, wenn man nur vorwärtsmachen wollte . . .

Uebrigens: ein ganz klein wenig ist es tatsächlich schon vorwärts gegangen. Dank seinem Engagement und seinen (z. B. mit der Sozialumfrage) fundierten Aktionen ist dem VSETH ein direktes Mitspracherecht in allen Verhandlungen über den Hönggerberg zugestanden worden, und der Kredit, den wir uns im Verein und in der Betriebskommission des Studentenheimes erworben haben, darf sich auch sehen lassen.

Weniger erfreulich ist, dass uns unsere Kulturministerin bereits wieder verlässt. Daran ist nicht der neue Präsident schuld, sondern persönliche Umstände, die Beatrice Schilling bewogen haben, Hals über Kopf ihr Studium für ein Jahr zu unterbrechen. Wir können nur hoffen, dass sie bald wieder zurückkommt. Eine solche Vizepräsidentin für Kultur brauchen wir nämlich gerade! Dank für alles, was Du getan hast, Bea; so kurz die Zeit war, es war beileibe nicht wenig!

Die übrigen Vizepräsidenten sind alle schwer an der Arbeit, obwohl ihnen im neuen Büro noch Tische und Stühle fehlen (wo ist der Gönner?). VP-Soziales, Oski, hat seinen Studentenführer nächstens fertig. Ein Studentenfoyer ist in Sicht!

VP-Internationales, Andreas, organisiert Polen- und Tschechenreisen (siehe Anschläge, sehr zu empfehlen) und versucht, auf dem internationalen Parkett zwischen NEUES und FNAGE - FINANEI (zwei Ing.-Stud.-Verbände) als Vermittler gross aufzutreten.

Der VP-Hochschulfragen, Wolfgang, koordiniert die Koordination der schweiz. Hochschulen und sorgt trotz fehlendem VPK für Kultur (Junifestwochenkarten werden erhältlich sein!). Der VP Hannes schliesslich spielt Mädchen für alles und präsidiert Vize. Wann gibt's die nächste Pressekonferenz?

Für diesmal genug VSETH-Politik.

Euer Sergio Pellegrini, Alt-Präs. des VSETH

Graphiker für eine Fahne

Seit beinahe urdenklichen Zeiten ist eine Privileg der Studentenschaft, bei offiziellen Anlässen der Universität in irgendeiner Form vertreten zu sein. Solche Anlässe ergeben sich während des Semesters relativ häufig. Man denke nur an den Dies Academicus, an offizielle Ehrungen, an auswärtige Vertretungen usw. Gerade in diesen Fällen hat die Studentenschaft ihre Präsenz regelmässig und fast (unfreiwillig) aufdringlich zu unterstreichen gewusst. Wie? Seit Jahren nämlich steht die Studentenschaft bei solchen Festlichkeiten im Mittelpunkt des Interesses dank ihrer Fahne, die dabei mitgetragen wird. Nicht dass diese Fahne ganz besonders originell wäre, im Gegenteil. Doch lässt ihr Zustand zu wünschen übrig. Vor Altersschwäche geht sie ihrem unaufhaltsamen Untergang entgegen.

So hat sich denn auch ein Gönner gefunden, der bereit ist, der Studentenschaft eine neue Fahne zu stiften. Da einer neuen Fahne wiederum eine längere Lebensdauer beschieden sein wird, dürfte es sich lohnen, für die graphischen Entwürfe einige Zeit und Gedanken aufzuwenden. *Es geht darum hiermit an alle Graphiker und alle Leute mit graphischer Ader der Aufruf, sich für die Arbeit am Entwurf der Fahne zu melden.*

Für eine erste Besprechung der Arbeitsbedingungen und -möglichkeiten, ebenso für eine Orientierung über bereits bestehende Entwürfe melde man sich bis Ende Mai (schriftlich, persönlich oder telephonisch) auf dem Büro der Studentenschaft der Universität, Dr.-Faust-Gasse 9, 8001 Zürich (Tel. 32 92 87).

Einem angehenden Graphiker bieten sich hier die schönsten Möglichkeiten, eine schöpferische Idee zu verwirklichen. Es ist selbstverständlich, dass sich dieser Aufruf nicht allein an Uni- oder Polystudenten richtet – jedermann ist als Mitarbeiter herzlich willkommen.

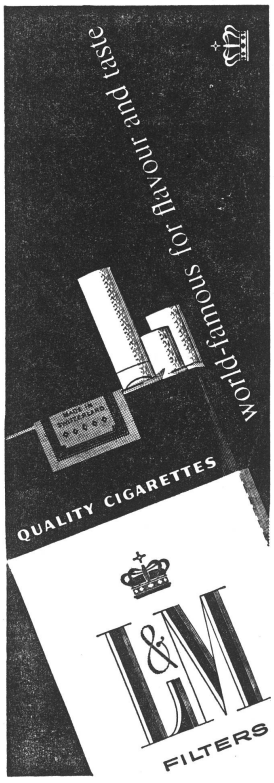
Der KStR

Von Präsidenten und andern Dingen

Zu Beginn des Semesters haben die Polystudenten zwei neue Präsidenten erhalten. Allen anderslautenden Gerüchten zuwider handelt es sich dabei beim Basler nicht um den VSETH-Präsidenten, sondern um den neuen Schulratspräsidenten, Herrn Dr. Burckhardt, den wir schon im letzten »Zürcher Student« haben vorstellen dürfen. Auf dem VSETH-Thron sitzt jetzt vielmehr ein Schaffhauser (der allerdings von seinen Bündner Ahnen den harten Quadratschädel mitbekommen hat): Hans-Peter Nadig. Eine steile Karriere führte ihn vom Sattel des Chemiker-Ministers mit Portefeuille zum Vizepräsidenten für Internationales im VSETH und nach einem halben Semester schon auf den höchsten Posten, den die Studentenschaft zu vergeben hat.

Sein Steckbrief in Kürze: Geb. 1939 am 24. Mai, stud. chem., Metallurg, 6. Sem., spricht Französisch, Englisch, Deutsch und seine Muetersprach. Besuchte Kantonsschule Schaffhausen, Epul in Lausanne, Poly und verschiedene Militärschulen (Leutenant der Infanterie – dasch der Armee – Discipline muess scho sy!).

Während seiner kurzen bisherigen Amtszeit hat er es verstanden, das volle Vertrauen seiner Vorstandskollegen zu gewinnen. Nicht zuletzt sein ausgesprochenes Organisationstalent, seine entschiedene Haltung in studentenpolitischen Fragen, seine Konzilianz (aber nur wenn nötig) und seine Einsatzfreude haben vorausahnen lassen, dass es zu einer Aera Nadig kommen wird. Im Gegensatz zum erstgenannten Präsidenten haben sich die Polystudenten den VESTH-Präsidenten ja selbst erkoren. Das verpflichtet ihn zu grossen Taten – womit nicht gesagt sei, dass wir vom Schulratspräsidenten minder Grosses erwarten. Beiden wünschen wir viel Erfolg. Der Aufgaben gibt es ja genug. Wie wär's z. B., wenn die Studentensiedlung auf dem Hönggerberg jetzt, wo zwei neue, unverbrauchte Präsidenten am gleichen Karren ziehen können, einen gleich grossen Rutsch nach vorn machen würde, wie in den fünf vergangenen Jahren zusammen?



Es wurde erreicht: Nach der Erwahrung der Ergebnisse der kantonalen Volksabstimmung vom 24. April 1966 befasste sich der Kantonsrat mit der Vorlage zur Erstellung einer Mensa der Universität. Die vom zs dringend geforderte rasche Lösung der Verpflegungsfrage ist mit der **einstimmigen Annahme im Kantonsrat** der Verwirklichung einen Schritt nähergekommen.

FU

Professoren im Kreuzfeuer

Zum jüngsten Streit an der Freien Universität Berlin

Als 1948 Berliner Studenten wegen ihrer Auflehnung gegen die kommunistische Gleichschaltung von der Humboldt-Universität relegiert wurden, haben sie mit gleichgesinnten Professoren die Freie Universität, die FU, im Villenviertel von Dahlem begründet. Sie retteten Humboldts Geist und schufen das »Berliner Modell«.

Zerfällt es jetzt?

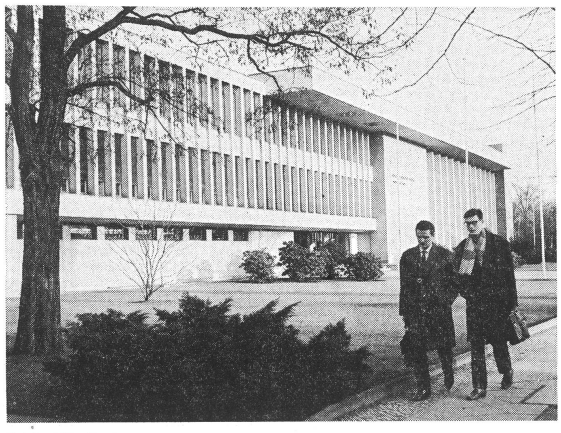
Etwas keck und sehr selbstsicher, echt berlinerisch hat man kürzlich die Rezension von Vorlesungen an die Hand genommen. Die Reaktion der Professoren und der Presse war eindeutig: Entrüstung.

Woran liegt es, dass gerade die radikale Verwirklichung Humboldtscher Ideen auf derartigen Widerstand stiess? An Humboldt? An der (nicht vorhandenen) Taktik der Studenten?

»Radikale Linke«.

»Mit gezielter Radikalität studentische Interessenpolitik vertreten«, sagen viele Professoren.

»Sieben Professoren sahen sich veranlasst, ihre vorzeitige Emeritierung anzukündigen«, schreibt »*Die Zeit*« am 25. Februar 1966. Am 1. April 1966 allerdings relativiert sie: »Tatsächlich haben drei oder vier Professoren Rufe an andere Universitäten, denen sie dem Vernehmen nach mehr Bedeutung zumessen«, steht jetzt zu lesen. Der Pulverdampf der im Februar in der FU geplatzten Bombe ist noch nicht verraucht, und die jetzige Situation alles andere als klar.



Ruigier Bilderdienst

Gefährliche Kritik

Was ist geschehen? Die Studentenzeitschrift der Freien Universität, der FU-Spiegel, hat in seiner 50. Nummer »Lehrveranstaltungen kritisch rezensiert«. Die Hoffnung, »dadurch andere zur Kritik entweder an unserem Vorhaben oder an Lehrveranstaltungen anzuregen«, ist dem Chefredaktor, Hartmut Häussermann, nur allzusehr gelungen, vor allem was die Kritik am Vorhaben anbelangt. Er scheint hart angegriffen worden zu sein, und nichts scheint ihm wünschenswerter als ehrliche Auseinandersetzung: »Es freut mich sehr, dass sie sich nicht durch die abenteuerlichen Interpretationen des Herrn Frey von der NZZ davon abhalten liessen, unsere Aktivitäten mit wohlwollendem Interesse zu bedenken. Wenn dieser Mann wüsste, wie brav wir sind . . . «, schreibt er uns, da wir bei ihm nach Dokumentationen nachfragen.

Die Bombe, die im Haus am Steinplatz platzte, als die Kabarettisten Wolfgang Neuss und Hannelore Kaub vor dem sozialistischen deutschen Studentenbund einen Vietnam-Report verlasen, war hinsichtlich Sprengkraft nicht zu vergleichen mit jener, die aus der Feder eines mutigen Redaktors in die Seiten 14 bis 18 seiner Jubiläumsnummer floss.

Eine Uebung, eine Vorlesung und ein Seminar wurden besprochen. Ein Verriss (Professor Pabsts »Uebungen zur französischen Aufklärung«), eine Zensur »gut« (Professor Szondi: Das Lyrische Drama des Fin de siècle) und ein Lob für Mollenhauers »Probleme einer nichtrepressiven Pädagogik« (der Rezensent »verzichtet auf den obligaten Zusatz ‚Professor', weil Mollenhauer selbst es ablehnt, so angeredet zu werden«).

Weshalb Entrüstung?

Es ist in der Tat schamlos, seinem Lehrer vorzuwerfen: »Falls nach den überlangen Referaten überhaupt noch eine Diskussion stattfindet, beisst sie sich in Scheinproblemen fest.« Oder: »Als Prinzip der Wissenschaftlichkeit bestehen bleibt fast einzig das der Voraussetzungslosigkeit.«

Dass aber die deutsche Presse Gefahr läuft, selbst das wissenschaftliche Prinzip der Vorurteilslosigkeit zu ignorieren, erhellt daraus, dass die auch im Verriss enthaltene aufbauende Kritik nicht im geringsten den Sturm im bundesdeutschen Blätterwald zu besänftigen vermag.

Vorschläge der Rezensenten wie »Statt der üblichen langen Einzelreferate sollten Themen von mehreren Studenten unter verschiedenen Aspekten erarbeitet und im Seminar thesenartig zusammengefasst und vorgetragen werden« lassen an der Gewissenhaftigkeit der Kritik keine Zweifel. Aeltere oder examinierte Studierende sind es übrigens, die sich an die heikle Aufgabe gemacht haben.

Der Vorwurf »Rezension um der Stunkmacherei allein willen« ist gewiss töricht, kann doch jedes Wort dem mutigen, allerdings vorerst noch anonymen Rezensenten die Promotion beim entsprechenden Professor gefährden oder gar verunmöglichen. Aber es geht den Berliner Studenten wirklich um mehr: um das »Berliner Modell«, eine Idee, für die gerade Mollenhauer in seinem Seminar die Lanze gebrochen hat: »Zwang, Herrschaft, Unterdrückung – welche Rolle spielen sie in der Erziehung, inwiefern werden sie in der pädagogischen Theorie reflektiert, und welches sind die Bedingungen der Möglichkeit, jene Phänomene einerseits in die Theorie einzubeziehen und anderseits in der Erziehungspraxis zu beseitigen?« lautet sein Thema, das dementsprechend anerkannt wurde.

Ruigier Bilderdienst

»Weshalb wir Professoren rezensieren«

Eine ausführliche »Begründung der Vorlesungskritiken« stösst ebenfalls in Mollenhauers Richtung! »Man muss Humboldt ernst nehmen.« Ein Zitat aus Schelskys Buch »Einsamkeit und Freiheit« begründet weiter: »Der Bildungsauftrag besteht darin, die an der Universität vereinigten Menschen zu ‚selbsttätig' denkenden und handelnden Individuen zu bilden, und zwar vermöge ihrer gemeinsamen Teilnahme am Wissenschaftsprozess . . . Für das ‚institutionelle Zusammenleben' ergibt sich daraus die Konsequenz, dass für ‚Humboldt das Leben an einer Universität eine grundsätzlich gleichberechtigte Gelehrtengeselligkeit von Professoren und Studenten darstellt'.«

»Oeffentliche Kritik von Lehrveranstaltungen – Anmassung einer arroganten Ignoranz?« fragt Hartmut Häussermann in der Ueberschrift des aufsehenerregenden Artikels. Die Antwort gibt ihm wiederum Schelsky: »Humboldt postuliert die Pflicht der Studenten gegenüber der Wissenschaft, die Professoren zu befragen, zu bezweifeln und zu kritisieren.« Schelsky weist freilich ebenfalls – und zwar mit Recht, wie aus den von ihm angeführten Humboldt-Zitaten hervorgeht – darauf hin, dass zweifellos »Humboldt einen verschiedenen Vollkommenheitsgrad in der Suche der Wissenschaft, in der Bildung und Individualität zwischen Professoren und Studenten anerkennt« (Schelsky S. 93); er fügt jedoch gleich hinzu: ». . . aber die grundsätzliche Gleichrangigkeit und Gleichgestimmtheit beider als Grundlage ihres Zusammenlebens an der Universität hebt auch diese Einsicht nicht auf.«

Immer noch »hält die (deutsche) Universität am Anspruch der Konzeption Humboldts fest, . . . eine Massenuniversität, an der Kommunikation zwischen Professoren und Studenten als ‚ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken' beider (Humboldt zitiert nach Schelsky) nicht mehr möglich ist. In den Mammutlehrveranstaltungen, in denen sich heute ein Grossteil des Studiums abspielt, kann ein sokratischer Dialog zwischen Studenten und Dozenten nicht mehr stattfinden. Unsere These ist nun, dass von Studenten geschriebene kritische Rezensionen von Lehrveranstaltungen einen Ansatz zu neuen, der gewandelten sozialen Realität der Universität angemessenen Formen der Teilnahme von Studenten am Wissenschaftsprozess darstellen könnten.«

Die deutsche Presse hat nun gerade diesen so entscheidenden FU-Bezug auf Humboldt so weit als möglich bagatellisiert, vermutlich um weder am Tabu des unantastbaren Professors noch am Bildungsnestor Humboldt zweifeln zu müssen.

Am Ende Anerkennung

Neben allem Bösen, das gesagt wurde, liessen sich dann doch sogar aus den eigenen Reihen positive Stimmen vernehmen. Der Politologe Professor O. H. von der Gablentz sieht dem kommenden Semester mit Ruhe entgegen: »Mich sollen sie ruhig durch den Kakao ziehen«, sagt er fröhlich. Die Aufregung der Kollegen ist für ihn nichts anderes als »das ganz lächerliche deutsche Beamtendenken«.

Vorbild und Unterstützung finden die forschen Studentenrechtler aber doch vor allem im Ausland:

In der Yale University beurteilen schon seit Jahren die Studenten, die ihre Zwischenexamen abgelegt haben, ihre Professoren und versuchen so ein Mitbestimmungsrecht bei der endgültigen Berufung ihrer Lehrer zu erhalten.

»In jedem Semester veröffentlicht die Redaktion der Tageszeitung ‚The Harvard Crimson', die von und für Studenten geschrieben, herausgegeben, vertrieben wird, einen ‚vertraulichen Führer', in dem sämtliche Kollegs und Dozenten rezensiert werden, als seien sie Bühnenwerke und Autoren. Die meisten dieser akademischen Rezensionen sind intelligent und sachgerecht geschrieben, oft witzig und mit einem liebenswerten Unterton jugendlicher Respektlosigkeit« (Zitat NZN).

Im Tages-Anzeiger schreibt Peter Meier aus Bonn: »Aus meiner eigenen Studienerfahrung möchte ich aber doch sagen, dass auch bei uns der Vorlesungsbetrieb teilweise schwere Mängel aufweist und dass auch in schweizerischen Seminarien zu oft Stroh gedroschen statt ernsthaft und zielbewusst gearbeitet wird.« Nach sorgfältiger Sondierung kommt er zum Schluss: »Darum erscheint mir der Gedanke, in unserer Studentenzeitschrift Vorlesungskritiken abzudrucken, durchaus erwägenswert.«

DeutschesFremdenverkehrsbüro

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa.

VERLAG P. G. KELLER WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15—17
Tel. (051) 53 10 30—32

Die Gedichte des Vorsitzenden Mao Tse-tung

Ein lyrischer Kommentar zu vier Jahrzehnten Geschichte

Mao Tse-tung – der Name ruft vielen Assoziationen: das Bild eines tyrannischen und grausamen Führers, die Vorstellung einer ihrem Gedankengut nach westlichen und deshalb China unangemessenen politischen Bewegung, die ein riesiges, uraltes Land zu ihren Zielen zwingt, entsteht zuerst. Angst vor der »Gelben Gefahr« meldet sich, wird zur Furcht vor diesem Mann Mao, dem nun, wenn nicht Hass, so doch tiefstes Misstrauen begegnet. Dann wird plötzlich die Erinnerung an Berichte von jenem »Langen Marsch« wach, jener modernen »Anabasis«, dieser beinahe schon legendären Episode einer bestürzenden Revolution, die uns angeht und angehen wird wie vielleicht keine zuvor (J. Schikkel schreibt dazu in den Anmerkungen zu den Gedichten Maos): »Ein Jahr, von Oktober zu Oktober, marschierte die Rote Armee: querte China einmal von Osten nach Westen und einmal von Süden nach Norden, durchmass beinahe ein Drittel des Erdumfanges, erlitt alle Gefahren, die ein erbitterter Gegner, und alle Qualen, die eine aufgebrachte Natur sie zu bestehen zwang.« Die gewaltigen Dimensionen dieses Ereignisses gewinnen ihre Masse am Mass der Hindernisse, die ihm entgegenstanden. – Kann das alles nur unter dem Machtanspruch einiger weniger und ihrer Ideen geschehen sein? Oder offenbart sich hier ein grundlegender Zug unserer Geschichte? – Und wieder, erst recht, schaudert es einen. Und dann: man vernimmt, Mao sei ein Lyriker, ein bedeutender sogar, wie die Sinologen versichern, ein Dichter... Ich empfand es als echte Sensation, als ich zum erstenmal davon hörte (man stelle sich dagegen Stalin, ein Sonett schreibend, vor!), die Vorstellungen, die ich von dieser Gestalt hatte, wurden mit einemmal sehr fragwürdig: Dichter sein – das bedeutet auch: in der Tradition leben, die eigene Geschichte als Teil einer übergreifenden Geschichte begreifen und aus diesem Verständnis handeln. Politisch gesprochen heisst das: Der chinesische Marxismus kann nur richtig verstanden werden, wenn er im Kontext der Tradition und historischen Entwicklung Chinas erläutert wird, und zwar nach allen Hinsichten. Die Person des entscheidenden Mannes Chinas gewinnt so verwirrende Vielfalt und eine alles vorschnelle Beurteilen abweisende Fremdheit wie die Macht, für die der Name Mao steht. Nicht, dass ich alle Vorbehalte, alles Misstrauen gegen Rotchina für Humbug hielte, nein gewiss nicht, aber so, wie die Vorstellungen, die dessen geistiges Bild umreissen, zu überprüfen sind, muss auch neu nach dem Sinn und der allfälligen Berechtigung des Misstrauens gefragt werden. Denn sind Mao und sein China wirklich die Feinde dessen, was wir »freie Welt« nennen, so müssen wir wissen, woher sie kommen, weshalb sie es sind, w i e sie es sind. Dann kann eine mögliche Verteidigung beginnen; in diesem Sinn soll dieser Abdruck von Gedichten Maos verstanden sein. Georg Kohler

Im folgenden sind drei Gedichte und die dazu notwendigen Erläuterungen des Uebersetzers mitgeteilt. Die Genehmigung erteilte uns freundlicherweise der Hoffmann-&-Campe-Verlag, Hamburg.

Vorbemerkung

Ende 1963 erschien in China eine Buchausgabe von 37 Gedichten Mao Tse-tungs. 1937 hatte Edgar Snow, 1950 Robert Payne die Nachricht in den Westen gebracht, dass Mao ein Lyriker sei. Sie hatten drei Beispiele mitgeteilt. 1957 waren endlich achtzehn Gedichte publiziert, 1958 weitere drei, 1962 noch einmal sechs. Schon sie wären der Beachtung so wert gewesen wie der Berühmtheit: überwiegend in den zwanziger, dreissiger Jahren geschrieben, aggressives Melosgegen Tschiang Kai-schek und liedhafte Reflexion, sind sie in manchem der Lyrik des Spanischen Bürgerkriegs vergleichbar. Chinas Dichter der Linken war ausserdem ihr Akteur. Massgebend, als Poet und als Politiker seines Landes, ist Mao geblieben, aggressives Melos gegen Tschiang nun veröffentlichten Gedichte setzen den lyrischen Kommentar zu vier Jahrzehnten Geschichte, deren jüngster Abschnitt auch für uns nahe Geschichte ist, bis 1963 authentisch fort. Dieses einzigartige Dokument wird hier, seltsam genug, zum erstenmal vollständig ins Deutsche übersetzt: »Mao Tse-tung: 37 Gedichte«, übersetzt und erläutert von Joachim Schickel / Hoffmann und Campe, Hamburg.

Mao Tse-tung als Lyriker

Die Mächtigen Chinas haben oft Gedichte geschrieben, aber selten wie Po Chü-i sich rühmen dürfen, sie seien im »Mund von Rinderhirten und Pferdeknechten«, zitiert »auf den Wänden von Palästen, Klöstern und Poststationen«. Immerhin hing poetischer Stil so eng am politischen, dass man sagen konnte, ohne Literaten lasse sich eine Dynastie nicht begründen. Um 200 liebte der Herrscher Ts'ao Ts'ao samt seinen Söhnen das Dichten. Im XI. Jahrhundert pflegte Wang An-shih, Sozial- und Agrarreformer, das lyrische Herkommen. Und ganz unchinesisch höhnte T!ai-tsu den Li Yü, als die Sung über die T'ang triumphierten: »Hätte Li Yü die Zeit, die er auf seine Lieder verwandte, auf die Verwaltung seines Reiches verwandt, wie hätte er dann mein Gefangener werden können?« – Mao Tse-tung ein Lyriker – er bestätigt die chinesische Regel, nicht ihre Ausnahme. Ihm scheinen zu allen Zeiten seines Lebens eigene Verse selbstverständlich: die frühesten sind von 1925, die bisher letzten von 1963 datiert. Dem alternden Vorsitzenden der Partei liegt so viel an Rhythmus und Reim wie dem jungen Umstürzler, dem Anführer auf dem Langen Marsch, dem Präsidenten der Volksrepublik. An ihm widerlegt sich der Satz, dass Waffen und Musen zugleich kaum sprächen, und auch der weitere, dass Revolution und Tradition einander hassten.

Tatsächlich gibt er nur das auffälligste Beispiel, wie wenig Chinas Offizielle geneigt sind, den Wert aller Traditionen abzutun. In Yenan (1942, auf der Konferenz für Literatur und Kunst) hiess es: »Wir müssen uns das ganze wunderbare literarische und künstlerische Erbe der Vergangenheit aneignen... Wir können auf keinen Fall darauf verzichten, die Werke der alten Schriftsteller und Künstler, auch der feudalen oder bürgerlichen, als Erbe zu übernehmen... »Die Einschränkung, wie und wann die Tradition zu nutzen sei, folgt unmittelbar: »Aber ein Erbe bleibt stets nur ein Erbe und ein Hilfsmittel... Die mechanische Aneignung oder die blinde Nachahmung von Werken alter... Autoren ist nutzlosester, schädlichster Dogmatismus in Literatur und Kunst. Ein revolutionärer Schriftsteller oder Künstler in China, ein zu Hoffnungen berechtigender Schriftsteller oder Künstler muss in die Massen gehen, muss auf lange Zeit und vorbehaltlos mit ganzer Seele und allen Gedanken in die Arbeiter-, Bauern- und Soldatenmassen gehen, in den Schmelztiegel des Kampfes. Lenin führte den späthegelianischen Satz, die Revolution wolle Geschichte machen, doch die gemachte Geschichte sei nicht ästhetisch, kulturpolitisch ad absurdum. Mao Tse-tung, der chinesischen Zuspitzung des Dilemmas gegenüber, löste es um so gültiger, als er der theoretischen Weisung auch das praktische Vorbild mitgab. Sein Schwert, die gordische Verwicklung zwischen Tradition und Revolution durchzuschlagen, ist das eigene Gedicht. Dieses Urteil gewinnt auch an westlicher Zustimmung. Es geht nicht länger an, Maos Lyrik zu Maos Politik in Widerspruch zu setzen, als fehle er dichtend gegen sein Handeln oder spotte in der Aktion seiner Poesie.

Gedicht für Gedicht ein Politikum, früher wie später Emphase des Langen Marsches, lyrische Probe auf immer neue Exempel, das Land und den Menschen zu ändern – und stets »kunstvoll, in der edlen Sprache vordem reserviert der Verherrlichung der Könige«. Beinahe Jahr um Jahr vom Geschehen, das meistens Kampf war, veranlasst, sind alle Verse auf Gelegenheiten geschrieben – aber auf welche. »Die äussere Gelegenheit«, so Eluard, »muss mit der inneren Gelegenheit zusammenfallen, als ob der Dichter selber sie erzeugt hätte.« Dieser hat es getan. *Joachim Schickel*

Erläuterungen zu den Gedichten

K'un-lun
(Geschrieben auf dem Langen Marsch)

Das Gebirgssystem des K'un-lun erstreckt sich viertausend Kilometer durch Innerasien. Im Westen schliesst es mit Siebentausendern an den Pamir an; nördlich Tibet setzt es sich in gewaltigen Massiven und Ketten fort, die nur allmählich abfallen; seine Ausläufer, sogar jenseits der Grossen Chinesischen Ebene noch einmal über tausend Meter hoch, stossen erst östlich Tsingtau ans Meer. Die Rote Armee marschierte im Sommer 1935 über den K'un-lun; des Blicks auf die Gipfel ringsum erinnert sich Mao in einer Anmerkung zum vierten Vers:

»Die Alten sagten: ‚Wenn drei Millionen Jadedrachen kämpfen, fliegen ihre zerstörten Schuppen, ihre verstümmelten Panzer umher und erfüllen den Himmel'; so beschrieben sie den fliegenden Schnee. Hier entlieh ich das Bild, um die Schneeberge zu beschreiben. Im Sommer... schaut man weit: eine Unmenge Berge, die fliegen und tanzen, allesamt weiss...« Allenfalls den Anden vergleichbar, die er aber an geographischer wie mythologischer Aufregung weit überragt, ist der K'un-lun kein Gebirge unter anderen; bis in die Neuzeit spricht man von ihm, sogar ausserhalb Asiens, als einer Art Weltachse. Als China *T'ien-hsia* hiess, »was unter dem Himmel ist«; ein Reich, das die Welt war; als es sich ptolemäisch in *Chung-kuo*, »Reich der Mitte«, begriff; solange hat es den K'un-lun leicht zum mythischen Ort aller Berge, zum »Scheitelpunkt der ganzen Erde, der den Pol berührt und den Himmel stützt«, erklären können. Jahrhunderte später sieht Mao Tse-tung (und abermals ist es leicht zu sehen), wieviel das Gebirge, aus dem Grosser Fluss und Gelber Strom entspringen, auch sein China angeht. Aber die Vision, wieviel dieses China, nicht Kreis noch Mitte der Erde mehr und diese Welt, um Europas und Amerikas Himmel weiter, einander angehen, ist bis dahin nur *sein*.

Viel vermag K'un-lun: *das* Gebirge Chinas, dessen Hoheit und Schneegewalt die Wasser ins Land austeilen, fruchtbar oder unmenschlich; mehr vermag K'un-lun: *das* Gebirge der Welt gehören, und sei es in Stücken – anders wird kein Grosser Frieden *(t'ai-p'ing)* sein. Mao Tse-tung masst sich die kosmische Macht nicht an: dem Lyriker hat Li T'ai-po ein zum Firmament ragendes Schwert überliefert; dem Staatsmann ist das Amt, die Welt zu befrieden, von Chinas frühesten Herrschern überkommen. Ihre Tugend, sagt der Historiker Szu-ma Ch'ien (ein Jahrhundert vor Tacitu, ihm ebenbürtig), bringe alle Dinge, auf die Sonne und Mond niederscheinen, zur Ruhe; das ist ihre geistige Autorität, ein Charisma der Weisheit und keines der Männlichkeit.

T'ai-p'ing, ein kosmischer Frieden, die Natur selber nach ihren Gütern und Mängeln auswägend, ein Weltfrieden, von Menschen ihr angetrotzt, die Gnade und Ungunst der Erde neu verteilen – ihn meint das Gedicht zunächst. Nur wäre *t'ai-p'ing* kein chinesisches Wort, meinte es nicht, und zwar seit alter Zeit, zugleich die soziale Harmonie, die mit den weisen Herrschern heraufkam; ja, erst die ausgeglichene Sozietät verbürgt auch den Ausgleich im Grossen. Gemeineigentum der Völker, über die Grenzen der Nationalstaaten hinweg, hatten im XIX. Jahrhundert die T'ai-p'ing-Revolutionäre gefordert. Oekonomische und politische Egalität, Gleichberechtigung der Frau, gleicher Zugang aller zur Sprache aller – dieser glückliche Frieden schien ungesichert, ehe nicht die Nationen sogar Glückliche wären, die ihr Erbe an Bodenschätzen und Wetterpfründen brüderlich ausglichen. K'un-lun ist dafür Emblem: ein Wahrzeichen himmelhoch aufgepflanzt, dass China zu teilen bereit sei.

Weder Schönreden eines Lyrikers noch Weltutopie eines Schwärmers; vielmehr spricht auch im Vers der *praktische* Materialist. So nannte Marx den Kommunisten, als er die deutsche Ideologie der Feuerbach und Stirner entlarvte, denen alle »umgebende sinnliche Welt... ein unmittelbar von Ewigkeit her gegebenes, sich stets gleiches Ding ist«. Aber die Welt ist eben, gar nicht entgegen einer chinesischen Ideologie, »das Produkt der Industrie und des Gesellschaftszustandes, und zwar in dem Sinne, dass sie ein geschichtliches Produkt ist, das Resultat der Tätigkeit einer ganzen Reihe von Generationen, deren jede... ihre soziale Ordnung nach den veränderten Bedürfnissen modifiziertee«.

Der Krieg Tsiang-Kuangsi

Im Zweiten Revolutionären Bürgerkrieg musste Tschiang Kai-schek seine Kräfte zersplittern. Nicht genug, dass ihm die Stützpunkte der Roten Armee zu schaffen machten – ihn zwangen überdies die Militärbefehlshaber der Provinzen, im Namen der *Kuomintang* (»Nationalpartei«) mit- und gegeneinander koalierend, zum Kampf um die Zentralgewalt. Vom Herbst 1927 bis ins Jahr 1930 bekriegten sie sich beinah ununterbrochen, weshalb sie allesamt als *chün-ja*, »Kriegsherren, Militaristen«, gezeichnet waren. März 1929; »Wind und Wolken ändern sich plötzlich«: die alte Metapher für politischen Umschlag kündigt an, dass Kriegsherr Tsiang gegen andere Kriegsherren zu Felde zieht, diesmal in der Provinz Kuangsi. »*Wieder* beginnen sie Kampf«: aus dem chinesischen *ch'ung*, das Wiederholung, Vervielfachung von etwas angibt, ist auch *chung*, »schwer lastend«, herauszulesen; wieder kämpfend, vervielfachen sie die *Bürde*, und das Volk wird darunter begraben.

Die Schlusszeile der ersten Strophe lautet wörtlich: »Ein Kopfkissen gelber Hirse erscheint wieder« – eine Anspielung auf das bittere Erwachen von Träumen, die jedem Chinesen verständlich ist. Im Jahr 732 rastete ein taoistischer Weiser in einem Haus, wo ein Junge namens Lu Sheng bedienstet war. Während der Hausherr etwas Hirsebrei kochte, klagte Lu dem Fremden sein bitteres Los. Der Taoist hiess ihn, seinen Kopf auf ein Kissen zu legen, das er seiner Reisetasche entnahm: »Schlafe auf diesem Kissen, und du wirst Erfolg und Ruhm gewinnen.« Kaum hatte Lu Sheng sich niedergelegt, als er träumte, er wäre zu Hause und mit einem schönen Mädchen verheiratet, er hätte den besten Examensgrad erlangt, wäre zu wichtigen Staatsämtern aufgestiegen und mit achtzig Jahren, hoch geehrt, gestorben. Da erwachte Lu; die Hirse war noch nicht einmal gar. Er wandte sich zu dem Weisen und dankte ihm für die Lehre. Diese Anekdote, den volkstümlichen »Traum von der gelben Hirse«, ruft Mao in Erinnerung: Traut keinem, der euch Glücksgüter über Nacht verspricht; müht euch ab, sonst seid ihr getrogen.

Die zweite Hälfte des Gedichtes, sagt ein chinesischer Kommentator, entspreche der ersten wie ein Türflügel dem andern: war rechts der Blick auf den Feind geöffnet, kommen links die Eigenen in Sicht; während Tschiang Kai-schek in den Frühjahrskämpfen westlich gefesselt ist, marschiert Mao Tse-tung östlich durch Kiangsi. Im August errichtet er dort eine neue Sowjetbasis; Ende September ergeben sich Lung-yen und Shang-hang, die ersten Städte in Fukien, der Roten Armee. Wohin sie kam, machte sie Kiangsis Bauern, die versklavt und verelendet waren, zu Parteigängern der Bodenreform; Stück für Stück las Mao die Scherben Chinas, des »Goldgefässes«, auf.

Ode an die Winterkirsche

Die Winterkirsche öffnet sich rosa, oder weiss wie der Schnee, dem sie zum Trotz blüht. Ihr Monat ist der Dezember, und ihretwegen heisst diese Zeit, in der sonst wenig zu hoffen wäre – noch herrschen ja »des Tages klare Kälte« und »ein scharfer Wind –, auch »Kleiner Frühling«. »Das Gedicht sagt soviel: Noch lange hat China es schwer, denn sein Winter ist nicht vorbei. Doch inmitten aller Unbill, die Wind und Wetter verschuldet haben, zeigt sich ein erstes Blühen. Die anderen Blumen, leben sie auch erst auf, wenn der Frost zurückweicht, sollten der Winterkirsche nichts neiden: niemandem macht sie den Frühling streitig, allen verspricht sie, dass er gross wird.

K'un-lun 1935, Oktober

Querst die Lüfte, entragst der Welt,
wilder K'un-lun,
vergangen, vorbei die Menschen, das Frühlingsbunt.
Fliegen auf die Jadedrachen, die drei Millionen,
aufgeregt rings der Himmel, frostdurchtränkt.
Sommertags ein Tauen, ein Schmelzen,
Fluss und Strom querab überflutet,
Menschen macht es zu Fischen, zu Kröten.
Tausend Herbste Gewinn, ihre Busse –
welcher Mensch hätte je darob gerechnet?
Aber heute, ich sag es, K'un-lun:
unwichtig diese Höhe,
unwichtig dieser viele Schnee.
Wie denn, gelehnt an den Himmel, zieh ich das Zauberschwert,
dich zu zerhauen dreifach in Stücke!
Eines lass ich Europa,
eines geb ich Amerika,
eines behalt ich für China.
Grosser Frieden über die Welt:
Das Erdrund, sich teilend Kälte und Glut.

Der Krieg Tsiang-Kuangsi
1929, Herbst

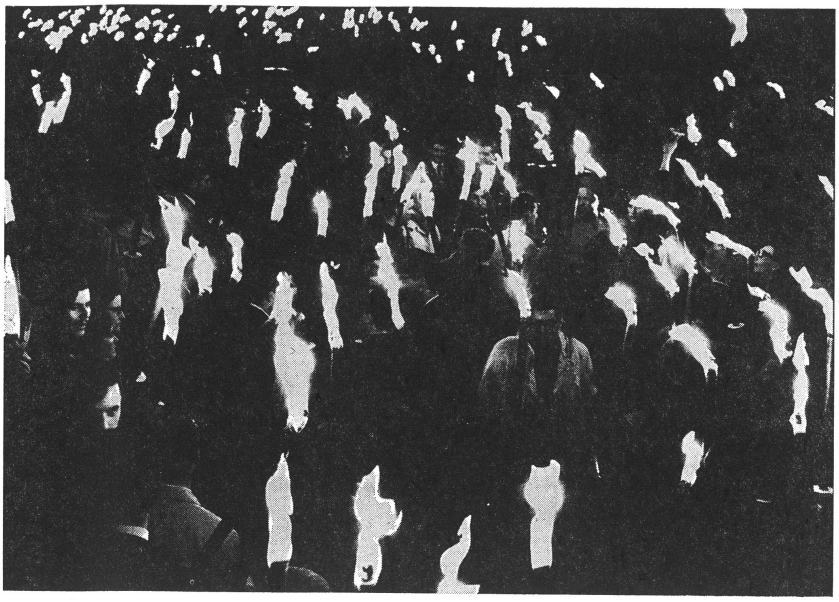
Wind, Gewölk zieht auf,
Kriegsherrn, wieder beginnen sie Kampf.
Verschüttet die Menschen alle von Gram,
von gelber Hirse nur Traum und Trug.

Rote Fahnen flattern am T'ing Fluss,
gradwegs hinunter Lung-yen zu, Shang-hang.
Zu holen vom Goldgefäss eine Scherbe,
zu teilen Feld und Flur, ist es Zeit.

Ode an die Winterkirsche
1962, Dezember

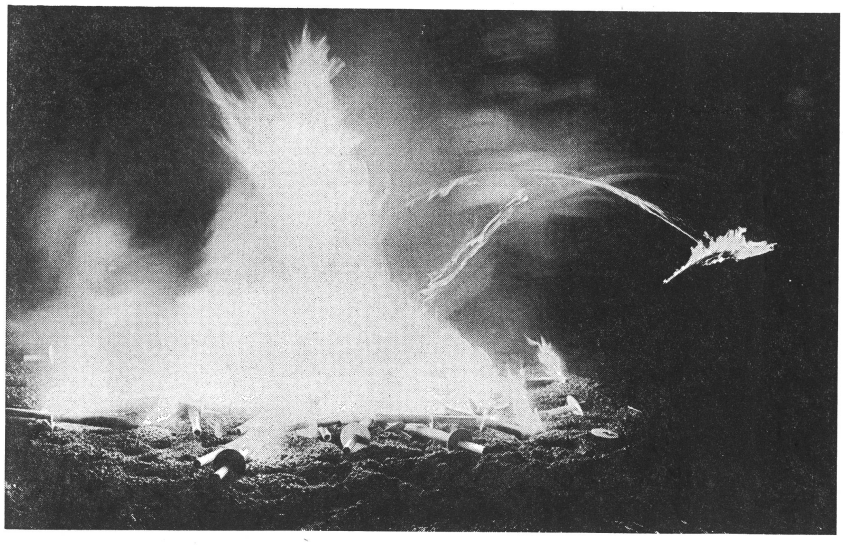
Wind und Regen schicken den Frühling heim,
wirbelnder Schnee empfängt des Frühlings Ankunft.
Längst sind Abhänge, Abgründe tausend Fuss unter Eis,
doch es gibt sie: erblühte Zweige, Schönheit.

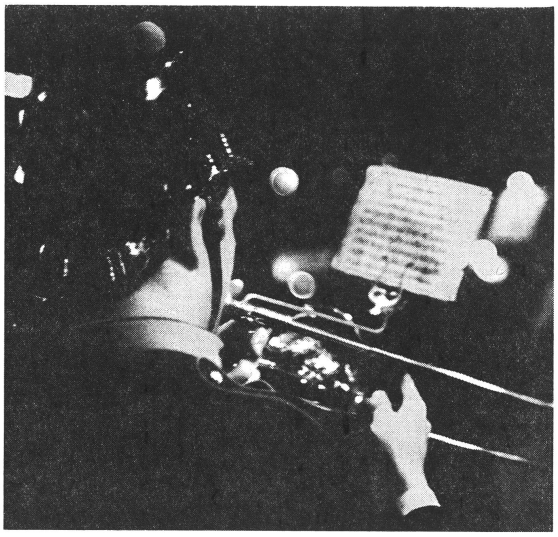
Schönheit, die nicht wetteifert mit dem Frühling,
nur ein Wächter, des Frühlings Kommen zu melden.
Warte ab die Berge in blütenprächtiger Zeit:
Sie, im dichten Drängen die Mitte, lächelt.



Dies academicus: Fackelzug

Exklusivreportage: Werner Sauber





Keine Zeit für eine Freundin

Den neuen Commilitonen zur Abschreckung, den Mitstreitern zur Abregung, den älteren Semestern zum Ergötzen und den Verantwortlichen zum Bedenken: Nach dem Vordiplom . .

Es sei gerade vorweggenommen – das Vordiplom, das heisst: die Prüfungen sind gar nicht die Wurzel des Uebels. Diese liegt viel tiefer, nämlich sowohl im ersten Semester als auch in unserem Lehrbetrieb!

Ich möchte zuerst einmal untersuchen, welche Funktion das Vordiplom heute hat.

Der unvoreingenommene Laie wird annehmen, es handle sich darum, zu prüfen, ob die Grundlagen für ein weiteres Fortschreiten im Studium vorhanden seien. Dem ist aber beiliebe nicht so. Sondern das Vordiplom bringt den Studenten überhaupt erst dazu, sich diese Grundlagen anzueignen. Weil nämlich während des Semesters sozusagen nichts gelernt wird. Und ich bin der Meinung, dass sich bei einigermassen vernünftiger Beanspruchung unseres ohnehin einem tristen Managerdasein entgegengehenden Organismus sowie unter Berücksichtigung eines einigermassen vernünftigen Tageslaufes auch nicht sehr viel mehr lernen lässt. (Dabei habe ich nicht einmal eine Freundin, die mich besonders stark beansprucht. Interessentinnen mögen sich über die Redaktion an mich wenden.)

Das Vordiplom ist also dazu da, den Ferien- oder nervenklinikreifen Studenten dazu zu zwingen, das, was er während zweier Semester in schweisstreibender Akkordarbeit zu Papier gebracht hat, nun in wenigen Wochen auch noch zu lernen.

Denn wie läuft der Mechanismus der Prüfungsvorbereitungen? – Wie schon gesagt: die zeitliche Verteilung ist so, dass etwa acht Monate im Jahr aufgeschrieben wird, während (vorläufig . . . !) vier zum Lernen übrigbleiben. Ich möchte mit Nachdruck betonen, dass man nach zwei Semestern einfach nichts weiss, weil nämlich unser Vorlesungsbetrieb ungefähr den Wirkungsgrad eines Schrotthaufens hat! – Bei den obenerwähnten vier Monaten ist übrigens – entgegen den Weisungen des prüfungsplanberechnenden Computers, aber dafür einigermassen realistisch – die dreiwöchige Prüfungsperiode mitgerechnet. (Immerhin sei dem Apparat für seinen Humor gedankt!) Hingegen muss berücksichtigt werden, dass der Student aus physiologischen, psychologischen und Allgemeinbildungsgründen einige Tage Ferien haben sollte und dass in der angegebenen Zeit auch Praktikum und zum Teil Militärdienstleistungen absolviert werden müssen. (Nebenbemerkung apropos Ferien: es soll einige Studenten geben, welche früher skifahren konnten . . .)

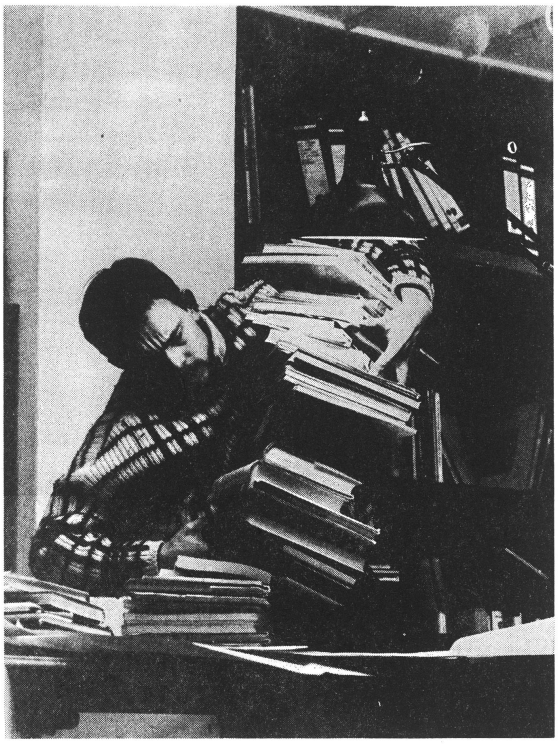


Foto: J. P. Kuhn

Schade um die Zeit

Die Vordiplomvorbereitungen bestehen also mit anderen Worten darin, dass, was in acht Monaten aufgeschrieben (aber auch nur aufgeschrieben) wurde, nun in zehn bis zwölf Wochen gelernt werden muss. Man mag hier einwenden, dass immerhin eine beträchtliche Anzahl von Vorlesungen gedruckt vorliegt. Diese sind aber meist so ausführlich und zum Teil kompliziert, dass man den Stoff zum mindesten schon einmal annähernd begriffen haben muss, um mit vernünftigem Arbeitsaufwand lernen zu können. Dieses Begreifen wird einem aber oft durch mangelhafte didaktische Fähigkeiten des Dozenten sehr erschwert. – Dann könnte vielleicht noch jemand der Meinung sein, die Uebungen würden zeigen, dass der Stoff im Semester doch einigermassen begriffen werde. Dazu muss ich einwenden, dass nach groben Schätzungen zwanzig Prozent der Uebungen nicht gemacht, dreissig abgeschrieben und nur etwa fünfzig Prozent (und zwar vorwiegend die leichtesten Aufgaben) selbst gemacht werden. Von »richtig« hat niemand etwas gesagt . . . (!)

Ich muss mich also korrigieren: In den acht Monaten Semesterbetrieb wird nicht nur verzweifelt versucht, das Wort des Dozenten zu späterer Verwendung zu bannen, es findet auch in Uebungssälen und Polybar ein ebenso nervenaufreibendes Ringen um Schlusstestate statt.

Auf jeden Fall steht die Rendite der während des Semesters geleisteten Arbeit in keinem Verhältnis zum Aufwand. In einer Zeit, wo es je länger desto eher möglich ist, den Fünfer und das Weggli zu erhalten, bekommt der Student weder noch; mit anderen Worten: seine Zeit wird verschwendet.

Didaktikunterricht für Professoren

Nach soviel Kritik ist der geneigte Leser auf die Schlussfolgerungen gespannt und erwartet die konstruktiven Vorschläge. Ich werde sie nicht liefern! Denn als Laie im Lehrfach ist es mir höchstens möglich, der staunenden Allgemeinheit bekanntzugeben, wo meiner Meinung nach die Ansatzpunkte zu einer Verbesserung möglicherweise zu finden wären.

Die einzige Methode, der von allem Anfang an reelle Chancen beizumessen wären, ist eine Verlängerung des Studiums, aber abgesehen davon, dass diese Lösung unpopulär zu sein scheint, dürften sich daraus schwierige soziologische Probleme ergeben.

Doch sollte man vielleicht die Forderung wieder einmal überdenken, dass als Dozent nur der beste Fachgelehrte gut genug sei. Ich glaube nämlich, vor allem für die unteren Semester (um die es sich ja hier handelt) sollte sich das Hochschulwesen die grundlegende Erkenntnis der Wirtschaft zunutze machen: Verkaufen ist alles! Denn was nützt mir alles Wissen und Können des Professors, wenn er mir dieses nur mangelhaft vermitteln kann. Wenn es auch ketzerisch und unakademisch klingen mag: ich bin der Ansicht, dass wir viel eher Lehrer denn Dozenten benötigen!

Stiefkind Kolloquium

Nun mag der Begriff des Lehrers schlecht zur Vorstellung eines mehrhundertköpfigen Auditoriums passen. Das kommt nicht von ungefähr, denn dieser Begriff impliziert sofort die Vorstellung eines Kontaktes mit dem Lernenden, und dieser ist doch wohl vor allem im kleinen Rahmen zu erreichen.

Als logische Folgerung taucht also die Forderung nach Verlagerung des Schwergewichtes auf Kolloquien und Repetitorien in Gruppen auf. Die Vorlesung ist wohl geeignet, die Grundlagen der Diskussion zu liefern, Fragen aufzuwerfen und Ideen zu entwickeln. Die Diskussion aber, der dialektische Vorgang des begreifenden Lernens, muss meiner Meinung nach im kleinen Kreise stattfinden. (Dabei sei nicht verschwiegen, dass auch das mechanische Auswendiglernen einen gewissen Platz beansprucht; dieses wird aber durch Uebung und Gebrauch bedeutend erleichtert.)

Dass diese Schwergewichtsverlagerung erfolgversprechend ist, zeigt zum Beispiel die Erfahrung, dass etwa ein einstündiges Mathematikkolloquium schon in der heutigen Form, wo es seinen Namen kaum verdient, einen grösseren Wirkungsgrad aufweist als eine zweistündige Vorlesung. – Eine weitere Erfahrung ist, dass eine sehr wirkungsvolle Lernmethode gegenseitiges Befragen und vor allem Erklären sowie gemeinsames Erarbeiten von Erkenntnissen ist.

Die individualisierte Wissenvermittlung ist also wohl erfolgversprechend und eine vermehrte Pflege derselben sicher angebracht. Das hätte sich beispielsweise darin zu äussern, dass Kolloquien und Repetitorien sowohl von der Hochschule als auch vom Studenten nicht mehr so stiefmütterlich behandelt würden. Während man vom Studenten in dieser Hinsicht vor allem verlangen kann, dass er diese Veranstaltungen künftig besuche, ergibt sich für die Hochschule eine ganze Anzahl von Forderungen, deren hauptsächlichste wohl ist, dass diese wichtigen Bestandteile des Lehr- und Lernvorganges nicht länger an den Rand des Stundenplanes gedrängt, dafür aber mit berufenen, didaktisch geschulten Betreuern durchgeführt werden!

Im weitere wäre es wünschenswert, dass alle grundlegenden Vorlesungen in irgendeiner Form gedruckt vorliegen würden. Dabei handelt es sich nicht darum, dem Studenten ein wortgetreues Skript in die Hand zu drükken; es hat sich im Gegenteil als wertvoll erwiesen, wenn der Stoff gleichsam im Einschneideverfahren aus verschiedenen Quellen erarbeitet werden kann. Es handelt sich also im wesentlichen darum, die Vorlesung zu dokumentieren.

Hier wird vielleicht eingewendet, dass zu diesem Zweck die Bibliotheken zur Verfügung stünden. Aber ganz abgesehen davon, dass diese einem entsprechenden Ansturm kaum gewachsen sein dürften, besteht gerade bei den Grundlagevorlesungen, um die es sich hier handelt, das Problem der Beschränkung auf das Wesentliche. Und was wesentlich ist, kann eben prinzipiell nur der entscheiden, der den Stoff schon beherrscht: also der Professor.

Es wären dem Studenten demnach verschiedene Darstellungen und Dokumentationen des Stoffes zur Verfügung zu stellen, welche in bezug auf Ausführlichkeit auf ähnlicher Stufe stehen würden.

Dazu sollten als Ergänzung des Frage- und Antwortspiels in Kolloquium und Repetitorium ebenfalls dieser Form gehorchende schriftliche Repetitorien mit entsprechenden Literaturhinweisen kommen. Es gibt solche heute schon, von Studenten geschaffen; aber sie sind meistens mit Fehlern behaftet und deshalb gefährlich. Zudem umfassen sie natürlich nicht den zu lernenden Stoff, sondern den, welchen die betreffenden Autoren gelernt und begriffen haben!

Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich nochmals bemerken, dass sich alle diese Ueberlegungen auf die Grundlagevorlesungen beziehen, deren Stoff ziemlich genau abgegrenzt ist und als gefestigt gelten kann.

Die berüchtigte Lehrmaschine

Meine Anregungen zeigen übrigens alle mehr oder weniger deutlich in die selbe Richtung, die wohl mit dem Modewort »Kybernetik« umrissen werden kann und meiner Ansicht nach über kurz oder lang zur gepriesenen und berüchtigten Lehrmaschine führt. Es werden gegen die Lehrmaschine (welche übrigens heute noch im embryonalen Stadium steckt) viele, und zwar vorwiegend sentimentale Argumente ins Feld geführt. Ich bin aber überzeugt, dass ungefähr alles, was nach der Meinung der Gegner bei dieser Lehrmethode verlorengehen soll, im Gegenteil neben dem »Maschinenlernen« vermehrt gepflegt werden kann. Zum Beispiel der Kontakt zwischen Student und Professor.

Wenn nämlich die Grundlagen des Stoffes durch einen Apparat vermittelt werden und einerseits der Professor nicht mehr als Reproduktionsmittel, anderseits die Vorlesung nicht mehr zur Anfertigung einer Vielfalt von Ausführungen des Vorlesungsmanuskriptes missbraucht wird, kann sich der Professor den wirklichen Fragen und Problemen widmen, und der Konakt wird nicht mehr ein ausschliesslich akustischer und visueller sein. Es handelt sich also sicher nicht darum, dem Studenten mittels eines mechanischen oder elektronischen Nürnberger Trichters ein wohldotiertes Päcklein Fachwissen in den Schädel zu quetschen, sondern es ist vielmehr ein wirkungsvolles Instrument zu schaffen für die Vermittlung der Grundlagen, welche (abgesehen von allem anderen) wohl bisweilen für die Professoren auch recht wenig attraktiv sind. Die Vertiefung, das Schöpferische, die Forschung aber sind ohnehin von der maschinellen Bearbeitung im Sinne der Lehrmaschine ausgeschlossen.

Zwar ist die Lehrmaschine heute noch Zukunftsmusik, aber die Zukunft beginnt heute! Das heisst: Heute müssten sich Psychologen und Pädagogen mit der Frage beschäftigen, wie solche Verfahren gestaltet werden sollten; heute müssten die betroffenen Fachwissenschaftler mit den Programmierungspezialisten zusammen die entsprechenden Lehrgänge ausarbeiten; und heute wäre das Pflichtenheft für die nötigen Apparaturen zu erstellen. Denn abgesehen davon, dass diese Arbeiten sehr viel Zeit beanspruchen, müssen auch die für die Finanzierung verantwortlichen Stellen langsam und schonend auf diese Entwicklungen vorbereitet werden, falls die Einführung dieser Methoden dann erfolgen soll, wenn die Zeit dafür reif ist – demnächst!

Walter Büchi

Auslandstudium für Juristen

Der Fakultätsausschuss der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hat im letzten Semester eine kleine Untersuchung über die Anerkennung auswärtiger Semester und der Vorlesungen, die in diesen Semestern gehört wurden, durchgeführt. Die Redaktion ist der Ansicht, dass die Ergebnisse dieser Umfrage einen weiteren Kreis der Studenten auch anderer Fakultäten interessieren dürften, stellen sich doch ähnliche Probleme auch bei Germanisten, Historikern, Philosophen, Theologen usw.

Zur Freizügigkeit im Jus-Studium

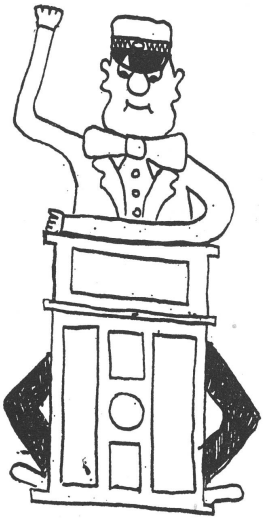
Die in früheren Jahren beinahe goldene Regel, dass ein Jus-Student eines oder meist mehrere Semester an auswärtigen Universitäten studieren sollte, scheint in den letzten Jahren aus der Mode gekommen zu sein. Es soll hier nicht den Gründen nachgegangen werden, die zu dieser Entwicklung geführt haben, obschon diese Frage einer näheren Betrachtung wert wäre. Vielmehr wollen wir im folgenden für diejenigen, die dieser Tradition immer noch frönen, kurz darüber orientieren, wie an der Universität Zürich die Anerkennung dieser Semester und der auswärts gehörten Vorlesungen gehandhabt wird. Dabei ist zu betonen, dass sich diese Ausführungen nur auf das Verhältnis zu den anderen schweizerischen Universitäten beziehen.

Aufgrund der zürcherischen Promotionsordnung wird von einem Studenten, der sich zur Prüfung anmeldet, verlangt, dass er ein Fachstudium absolviert hat, das dem Mindestumfang des zürcherischen Studiums entspricht. Eine weitere Voraussetzung besteht darin, dass mindestens drei Semester in Zürich studiert werden müssen, eine Bestimmung übrigens, von der keine Ausnahmen gemacht werden dürfen. Im übrigen werden auswärtige Semester anerkannt, sofern sie dem Fachstudium, das heisst also dem Jus-Studium, gewidmet waren. Ob die in diesen Semestern gehörten Vorlesungen in Zürich anerkannt werden, wird nach folgenden Gesichtspunkten entschieden:

In erster Linie wird nicht etwa, wie wohl vielfach angenommen wird, die Zahl der Wochenstunden einer Vorlesung für die Anerkennung massgebend sein. Nur wenn diese Zahl extrem stark von der entsprechenden Zürcher Vorlesung abweicht, wird sie von vornherein nicht anerkannt, da es den Zürcher Studenten gegenüber eine Ungerechtigkeit bedeuten würde, wenn man von ihnen zum Beispiel verlangt, dass sie 19 Wochenstunden römisches Recht hören, während ein Kandidat aus Neuenburg mit acht Wochenstunden ebenfalls zur Prüfung zugelassen würde.

In allen anderen Fällen wird aber weniger auf die zeitliche Uebereinstimmung als vielmehr auf den Inhalt der zu anerkennenden Vorlesung abgestellt. Für die Anerkennung wird somit verlangt, dass ein grosser Teil der zürcherischen Vorlesung in der auswärts gehörten enthalten sein muss

Entscheidend ist in diesem Zusammenhang, dass auf Antrag eines Dozenten die Fakultät darüber entscheiden muss, ob ein Kandidat zur Prüfung zugelassen werden kann oder nicht. Das heisst mit anderen Worten, dass ein Dozent, der die Ausbildung des betreffenden Studenten in seinem Fach als nicht ausreichend betrachtet, die Fakultät über die Zulassung entscheiden lassen kann. Aus diesem Grunde können nicht konkrete Angaben über die Anerkennung der einzelnen Vorlesungen anderer Universitäten gemacht werden. Da jedoch die Mehrheit der



Professoren einer Anerkennung sehr aufgeschlossen gegenübersteht, kann man die Kommilitonen nur ermuntern, sich für ein auswärtiges Semester zu entschliessen.

Obschon es äusserst selten vorkommt, dass sich der Inhaber eines Lizentiates einer anderen schweizerischen Hochschule in Zürich zum Doktorat meldet, ist dies möglich, wenn beide Klausuren (schriftliche Prüfungen) abgelegt werden. Für die Anerkennung der mündlichen Prüfungen sind die Noten massgebend, die beim Lizentiat erteilt wurden, wobei in der Regel diejenigen wiederholt werden müssen, in denen die schlechtesten Zensuren erzielt wurden.

Jürg Marti

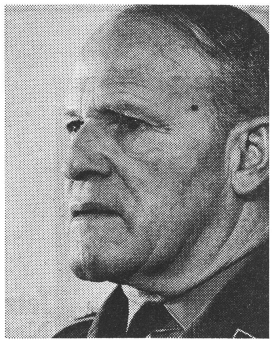
Staatsraison und Bürger im Kleinstaat

Das Podium des Outsiders oder: Hier darf Prof. Beck reden

Der neutrale Kleinstaat ist seiner Natur nach weniger nach aussen engagiert als ein Grossstaat. Das ist insofern von nicht geringer Bedeutung, als die Regierung eines solchen Kleinstaates weit weniger Prestige zu verteidigen hat. Der Kleinstaat steht abseits von der internationalen politischen Konkurrenz, ruht – wenn man so will – in sich selbst. Seine Regierung darf es sich daher erlauben, auch einmal zuzugeben, dass sie sich geirrt hat, denn das Eingeständnis eines solchen Irrtums beschwört keine Krise herauf, die allenfalls gefährliche aussenpolitische Folgen nach sich ziehen könnte. Dem Bürger sollte daher im Kleinstaat die Möglichkeit erwachsen, für Unrecht, das ihm von seiten der Oeffentlichkeit geschehen ist, eine gebührende Rehabilitation zu erfahren. Man möchte meinen, dass in dieser Möglichkeit die echteste Garantie für die durch den Kleinstaat verkörperte Freiheit und Unabhängigkeit der Persönlichkeit liegen müsste. Während der Grossstaat dem Bürger ungleich grössere Karrieren bietet dank seinem Machtapparat, vermag es der Kleinstaat weit mehr, besonders innerhalb der Beziehungen zwischen Obrigkeit und Bürger, menschlichen Werten das ihnen gebührende Gewicht zuzulegen. Unter diesem Aspekt möchten wir hier noch einmal auf die Angelegenheit von Herrn Oberstdivisionär Primault zu sprechen kommen.

Auf eine »Kleine Anfrage« von Nationalrat Weisskopf vom 6. Dezember 1965, die vom Bundesrat Auskunft verlangte über die vorliegenden Feststellungen der Untersuchungskommission Abrecht und bei einer Verneinung des Verschuldens eine nachträgliche Rehabilitierung von Oberstdivisionär Primault für angezeigt betrachtete, lautete die Antwort recht lakonisch, der Bundesrat sei gemäss der Verordnung vom 21. November 1961 über die Rechtsstellung der Mitglieder der Landesverteidigungskommission und der Kommandanten der Divisionen und Brigaden vom 31. Dezember 1934 befugt gewesen, Herrn Oberstdivisionär Primault zu entlassen. Der Bundesrat habe sich bei seinem Entschluss namentlich durch die Störungen im Vertrauensverhältnis leiten lassen, das die Grundlage für die Bekleidung eines so hohen Amtes sein muss. Unabhängig davon sei zu prüfen gewesen, ob ein Grund für den Entzug der Leistungen der Eidgenössischen Versicherungskasse bestanden habe. Der Bundesrat sei zum Schluss gekommen, dass kein Verschulden im Sinne der Statuten vorlag; es sei dies öffentlich festgestellt worden, womit der Bundesrat den begründeten Ansprüchen von Herrn Oberstdivisionär Primault Rechnung getragen habe.

Wenn zwei dasselbe tun . . .



. . . hat der Bundesrat das letzte Wort.

Diese Begründung ist nach der formalen Seite gewiss recht schwer anfechtbar. Es geht alles säuberlich nach Reglement. Die nahen menschlichen Beziehungen, die im Kleinstaat zwischen dem relativ kleinen Stab seiner zivilen und militärischen Leitung bestehen, hätten aber doch eine andere Antwort erwarten lassen. Wir wollen hier nicht rechten und fragen, warum zum Beispiel Herr Generalstabschef Annasohn so viel besser weggekommen ist, dem ja im Sinne der Statuten der Versicherungskasse auch kein Verschulden vorgeworfen werden konnte. Lag etwa der Grund für die so ganz andere Behandlung darin, dass Herr Annasohn gefügig den Rücktritt nahm, als der Bundesrat angesichts der gespannten Situation im Parlament dies forderte, nicht aber Herr Primault? Jedenfalls hört man in Bern von recht gut informierter Seite, dass der Bundesrat bezüglich des Rücktrittes der beiden hohen Offiziere, der das Parlament beschwichtigen sollte, keineswegs einer Meinung gewesen war.

Ein Widerspruch, der schwer zu widerlegen ist, liegt im weiteren darin, dass ein hoher Offizier entlassen, ihm aber gleichwohl nachträglich die volle Pension zugesprochen wird. Der Hinweis auf das gestörte Vertrauensverhältnis hat wenig Gewicht, zumal feststeht, dass nicht alle Bundesräte dieser Auffassung waren. Liegt hier nicht ein aus rein politischen Gründen herbeigeholtes Argument vor, das in Tat und Wahrheit ein Unrecht zudeckt und von dem man unter Umständen behaupten könnte, es diene nur zur Beschönigung eines Aktes der Willkür?

Dass mit ungleicher Elle gemessen wurde, mag man ferner daraus ersehen, dass Herr Annasohn bei voller Pensionierung sofort vom Bundesrat mit einer Studie über die Auswirkung des totalen Krieges betraut wurde. Es ist anzunehmen, dass er diese Arbeit gegen Entschädigung leistet. Gegen diese menschliche Erledigung des Falles Annasohn ist nichts einzuwenden. Warum wurden aber Herrn Primault bei der Entlassung nicht einmal die dem Lande geleisteten Dienste verdankt?

Und wie soll man sich den Zwiespalt im Falle von Oberstbrigadier Oskar Keller erklären, der laut Bericht Abrecht als einziger schuldig befunden wurde, jedoch mit einem Verweis ohne die geringsten materiellen Einbussen davonkam? Auch Herrn Keller wünschen wir beileibe nicht eine härtere Strafe, dagegen müssen wir aus der glimpflichen Erledigung seines Falles folgern, dass Herr Primault unbedingt eine ehrenvollere Behandlung gebührt hätte.

Ueber der Angelegenheit Primault schwebt unseres Erachtens der Geist der Willkür. Darum dürfen wir sie nicht ruhen lassen. Sie geht jeden Bürger an, und diejenigen, die sie schadenfreudig hinnehmen, weil es sich um einen hohen Offizier handelt, sollen nicht vergessen, dass der Spiess der Willkür in gleicher Weise auch einmal gegen sie gedreht werden könnte. Die Freiheit und Würde der Persönlichkeit, deren Hort gerade der Kleinstaat sein darf und sein muss, sollte es möglich machen, dass trotz der Antwort auf die »Kleine Anfrage« Weisskopf, der Bundesrat sich mindestens bis zu einer ehrenvollen Entlassung durchringen würde, das heisst zu einer Entlassung unter Verdankung der geleisteten Dienste. Mir scheint, dass solch menschliches Entgegenkommen – selbst wenn es spät geschieht – in öffentlichen Angelegenheiten zu den grossen Vorzügen des Kleinstaates gehört, der dem Mechanismus des grossstaatlichen Apparates nicht unterworfen ist.

Marcel Beck

Kommunisten und Marx' »Antiquiertheit«

Von Arnold Künzli

Arnold Künzli, Privatdozent für »Politische Philosophie« in Basel und freier Publizist, dessen Psychographie Karl Marx' grosse Beachtung gefunden hat, schrieb uns einen Artikel, der die neuesten Entwicklungen des Marxismus verfolgt. Weitere Artikel zum Thema werden folgen. Den Kontakt mit Dr. Künzli (einem ehemaligen zs-Redaktor) verdanken wir Dr. A. E. Hohler vom TA (ebenfalls einem ehemaligen zs-Redaktor).

Der durch die Entstalinisierung Chruschtschows ausgelöste Prozess einer marxistischen Selbstbesinnung führt die Kommunisten Westeuropas auf den Weg eines »Reform-Kommunismus«, als dessen Pioniere vor allem die italienischen Kommunisten anzusprechen sind. In der vom Zentralkomitee der Partei ausgearbeiteten »Generallinie«, die die Diskussionsgrundlage für den kommenden XI. Parteikongress bilden soll, vollziehen die Schüler Togliattis eine entscheidende Schwenkung: die Partei wird nicht mehr ausschliesslich als ein Instrument der Revolution verstanden, sondern ihre primäre Aufgabe soll in der Förderung demokratischer Strukturreformen innerhalb der existierenden kapitalistischen Gesellschaft bestehen. Es gehe

«Ich habe den positiven Helden (im Warenhaus) gefunden!» (Alle Karikaturen aus «Krokodil», Moskau)

um eine »Demokratisierung der öffentlichen Gewalt« und man müsse eine »organische Politik sozialer und politischer Reformen« betreiben.

Die italienischen Kommunisten treten heute für eine völlige Unabhängigkeit der Gewerkschaften von den politischen Parteien ein, und zwar nicht nur unter kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen, »sondern auch in der Phase des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft«. Weiter heisst es, man müsse »die freie Bildung von Mehrheiten« zulassen und den jeweiligen Minderheiten die Möglichkeit verschaffen, »selbst eine Mehrheit zu werden«. Auch in einer sozialistischen Demokratie müsse dieses demokratische Spiel funktionieren, auch dort müsse eine »Pluralität der politischen Kräfte« herrschen. Denn jede Beschränkung der Freiheit »enthält für die Arbeiterklasse die Gefahr, ihre schöpferische Kraft und ihren Widerstand gegen bürokratische Entwicklungen zu schwächen«.

Der »Monolithismus« und die autoritäre und bürokratische Degenerierung der Partei sollen dadurch verunmöglicht werden, dass Mitglieder der Partei, die von der Ansicht der Mehrheit abweichende Meinungen vertreten, nicht mehr diffamiert oder gar ausgeschlossen werden dürfen. Auch darf kein Druck mehr auf sie ausgeübt werden, ihre Meinung zu ändern, sondern es soll innerhalb der Partei ein »effektives demokratisches Leben« entwickelt werden. Die bisher in der Partei üblich gewesene »Praxis der Einstimmigkeit« wird als ein schwerer Fehler offiziell verurteilt.

Von da ist es nicht mehr weit bis zu einer grundsätzlichen Revision der Theorie von Marx selbst. Wiederum sind es einige jugoslawische Kommunisten, die hier Pionierarbeit leisten. Svetozar Stojanovic wendet sich in der

Der ausländische Gast: «Sagen Sie, gibt es in Budapest eigentlich kein Striptease?» — «Nein, niemals. Wir mögen solche Fremdwörter nicht.»

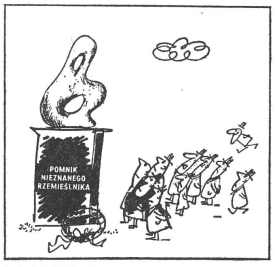
Zagreber Philosophie-Zeitschrift »Praxis« (2/3, 1965) gegen eine Dogmatisierung von Marx und meint, man müsse die personalistische Grundkonzeption von Marx »gelegentlich sogar gegen Marx selbst betonen«. So müsse man die Marxsche Definition der Demokratie, die die Demokratie nur als eine Form des Staates und nicht als gesellschaftliche Selbstverwaltung auffasse, revidieren. Der Uebergang zum Sozialismus müsse auf dem Wege eines Mehrparteiensystems erfolgen, sonst gelange man dahin, wohin man gelangt sei: dass es dem Sozialismus bisher nicht gelungen sei, das Niveau der in der bürgerlichen Gesellschaft verwirklichten Demokratie und Freiheit zu erreichen. Ja gelegentlich sei er sogar unterhalb dieses Niveaus stehengeblieben.

Noch deutlicher wird Danko Grlic, der in derselben Zeitschrift (1, 1965) schreibt, es sei absurd, im Namen von Marx auf allem zu bestehen, was Marx geschrieben oder gesagt habe. Alles könne eines Tages zum Dogma werden. Soll man Marx als einzigen aus der Geschichte herausnehmen? Soll man erklären, er habe ausserhalb von Raum und Zeit gelebt? Als einer, dessen Gedanken nie überholt werden können und dessen Wort ein ewiges Gesetz bildet, das für alle Zeiten gilt? Es gebe einen geradezu mythologischen Glauben an alles, was die Klassiker des Marxismus gesagt hätten, aber dabei übersehe man, dass oft in grundsätzlichen Fragen Marx, Engels und Lenin sehr verschiedene Ansichten geäussert hätten.

Weiter meint Grlic, Marx' und Lenins Verelendungstheorien seien heute »wirklich antiquiert«. Wenn man sich blind zu allem bekenne, was Marx und Lenin gesagt haben, bedeute das gleichzeitig oft, dass man unfähig werde, gewisse wesentliche Merkmale der heutigen sozialistischen und kommunistischen Bewegung zu erfassen. »In anderen Worten: es bedeutet, dass man kein Marxist ist.« Damit ist die kritische Infragestellung der Theorie von Marx und Lenin zum Kriterium wahren marxistischen Verhaltens erhoben worden. Voraussetzung eines jeden schöpferischen marxistischen Denkens in unserer Epoche sei es, die blinde Treue gegenüber den »Klassikern« nicht als das einzige Kriterium für die Einteilung der Menschen in Marxisten und Nichtmarxisten zu wählen. Grlic führt auch ein konkretes Beispiel an, warum man mit einer solchen Mythologisierung der Klassiker des Marxismus nicht weiterkomme. Er meint, man könne etwa in den Schriften Lenins einen Haufen Zitate finden, die für die Notwendigkeit einer friedlichen Koexistenz zwischen Staaten mit verschiedenen Sozialstrukturen sprechen. »Aber die Chinesen können wahrscheinlich ebenso viele, wenn nicht sogar mehr Zitate finden, die von der Notwendigkeit einer bewaffneten Revolution und eines unablässigen und unerbittlichen Kampfes sprechen.«

In einem anderen Aufsatz (2/3, 1965) erklärt Grlic die Marxsche Utopie eines Zustandes »des vollkommenen, konfliktlosen Humanismus, des Friedens, des Glücks, . . . wo alle Bedürfnisse erfüllt werden« zu einem »illusorischen Ziel«, durch das die jetzigen Leiden der Menschheit nicht gerechtfertigt werden könnten. Dieses Ziel sei bis zum Absurden mythologisiert worden, und diese Mythologisierung macht er verantwortlich für den Stalinismus und all die »Abarten« des Marxismus: »Wer hätte all das voraussehen können, alle diese Abarten, alle diese . . . sozialen Deformierungen, nationale Unterdrückung, Aeusserungen der schwärzesten chauvinistischen Leidenschaften, das Genocid, dass ideelle und politische Gegner ärger behandelt werden als Kriminelle; sowie alle anderen Abscheulichkeiten der Dehumanisierung, des persönlichen Terrors, der grauen Bürokratie, der Vorherrschaft einer Kaste und des Primitivismus im Rahmen des prinzipiell humansten und freiesten Systems – des Sozialismus . . .?« Und er fragt: »Bedeutete der Stalinismus, oder besser, bedeutet er in verschiedenen abgeänderten Formen in einigen Ländern nicht noch heute all das?«

Diese jugoslawischen Marxisten möchten Marx entmythologisieren und den Menschen wieder auf seine personale Verantwortung im Hier und Heute verweisen, die er nach ihrer Ansicht als Sozialist nur in einem System demokratischer gesellschaftlicher Selbstverwaltung wahrnehmen kann. Grlic schreibt: »Es kann keine Kaserne sein, die uns in die gedankliche Befreiung einführt, nicht die Herrschaft hinterhältiger ideeller Direktiven, Denunziationen und moralisch zerknitterter Spitzel, die uns zu selbständigen Persönlichkeiten macht, es kann weder ein Reich des Hasses sein, das uns der Liebe näherbringt, noch der Polizei, die die Freiheit ermöglicht, oder des Inhumanen, das dem Humanum die Türen öffnet.«



Vor dem Denkmal für den unbekannten Handwerker: «Doch, doch, die Idee ist richtig, denn wer weiss schon, wie er eingesehen hat» (Zrpiko, Warschau)

»Humanisierung« in China

Die »Pekinger Volkszeitung« unterbreitete ihren Lesern den Fall von Jungarbeitern eines Pekinger Industriebetriebes. Nach der Darstellung dieser Zeitung mussten die jungen Leute von ihren Milizinstruktoren ermahnt werden, weil sie den beim Gewehrdrill erforderlichen Ruf »Töte, töte, töte« ohne Ueberzeugungskraft ausstiessen. Eingestandenermassen habe es ihnen an Klassenbewusstsein und Klassenhass gefehlt. Dieses Ungenügen habe durch intensives Studium der Werke Mao Tse-tungs und durch detaillierte Erläuterungen über die Verbrecher des amerikanischen Imperialismus korrigiert werden können. (Pekinger Volkszeitung)

MIZ

MIZ Abt. III Spezialkurse

Bewährte Spezialkurse für die Vorbereitung von **Vordiplomprüfungen.**
Bisher bekannt als **Holliger-Kurse.**

Mathematik I und II
Angewandte Mathematik
Vektorrechnung inkl. Lineare Algebra und Analytische Geometrie
Darstellende Geometrie

Beginn 13. Juni 1966, in eigenem Kurslokal
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft.

Morphologisches Institut Zürich

Direktion: Hermann Holliger
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz
Josefstrasse 92, **8005 Zürich,** Tel. (051) 44 83 35

Eusi Meinig

Offene Sozialdemokratie

Information der Mitglieder

Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz und auch die Kantonalpartei Zürich legen Jahr für Jahr ihren Mitgliedern einen Rechenschaftsbericht vor, der nicht nur über die politischen Vorgänge inner- und ausserhalb der Partei berichtet, sondern auch über den letzten Rappen, der eingenommen oder ausgegeben wurde, Rechenschaft ablegt. Dieser Bericht wird wochenlang vor dem Parteitag den leitenden Parteigremien und den Sektionen zugestellt. Die Delegierten der Sozialdemokratischen Kantonalpartei Zürich werden beispielsweise am 22. Mai in Schlieren darüber befinden, ob sie mit den ihnen unterbreiteten Informationen und Meinungen einverstanden seien oder nicht.

Von der Organisation

Die 12 347 Mitglieder, die der Kantonalpartei Zürich jährlich ihre Beiträge entrichten, sind in 97 Sektionen, 11 Bezirksparteien und zwei Stadtparteien mit mehreren Sektionen beheimatet. Die kleinste Sektion ist Oetwil am See mit 6 Mitgliedern und die grösste Zürich 11 mit 1125 Mitgliedern. Der Werbung neuer Mitglieder und Mitarbeiter kommt für die Sozialdemokratie allergrösste Bedeutung zu, denn sie bestreitet ihre Ausgaben zu über 90% aus den Beiträgen der Mitglieder. Sie ist auf diese Opferbereitschaft sehr stolz, ist sie doch die Garantie der absoluten Unabhängigkeit.

Vom Geld und wo es her kommt

Die Sektionen, die Kantonalpartei und die SPS erhalten pro Jahr von den Zürcher Mitgliedern Fr. 437 000.–. Davon verbleiben der Kantonalpartei Fr. 180 000.–. Wegen einer Beitragserhöhung der SPS, die die Kantonalpartei ein Jahr vorbezogen hat, werden es 1966 aber nur noch ca. Fr. 160 000.– sein. Rund die Hälfte dieses Betrages erbringen die Mitglieder mit mittleren und höheren Einkommen, die jährlich einen Beitragsausgleich bezahlen, der sich zur Zeit zwischen Fr. 10.– und Fr. 2000.– bewegt. Die ordentlichen Beiträge betragen je nach Sektion zwischen Fr. 2.– und Fr. 3.– pro Monat. Nicht mehr erwerbstätige Mitglieder zahlen zwischen 50 Rappen und einem Franken. Mit diesen Einnahmen werden Mieten, Löhne, Verwaltungskosten etc. und vor allem die Wahl- und Abstimmungskampagnen bezahlt.

Idealismus als finanzielle Grundlage

Nur ein kleiner Prozentsatz der Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei hat aus seiner Mitgliedschaft direkte oder indirekte materielle Vorteile. In der Regel hat ein Mitglied eher Nachteile. Mit seiner Mitgliedschaft steht es zu einer Ueberzeugung, die vor allem im Erwerbsleben sehr aufstiegshemmend sein kann. Für diesen Nachteil darf man bei uns Beiträge, nicht selten hohe Beiträge, bezahlen. Wer Mitglied der Sozialdemokratischen Partei geworden ist, der gibt damit einer Ueberzeugung Ausdruck, für die er bereit ist auch finanzielle Opfer zu bringen.

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

SWISSAIR

sucht einige Schweizer Studenten, die in den kommenden Semesterferien (während mindestens vier Wochen) auf dem Flugplatz Kloten als Hilfsarbeiter (z. B. im Verpflegungsbetrieb oder Beladen und Entladen der Flugzeuge) tätig sein möchten.

Interessenten verlangen bitte ein Bewerbeformular beim Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich, Tel. 84 21 21, intern 3133.

Tüchtige

Reiseleiter (innen)

von Operating-Reisebüro für **Sommer 1966** nach **England** gesucht.

Voraussetzungen:
Englisch, Schwedisch, Deutsch, Französisch erwünscht.

Aufgaben: Führung von entsprechenden Gruppen in London, Schottland und Südengland.

Bewerbungen mit Foto, Angaben der bisherigen Tätigkeit, Praxis und Eintrittsdatum sind zu richten an:

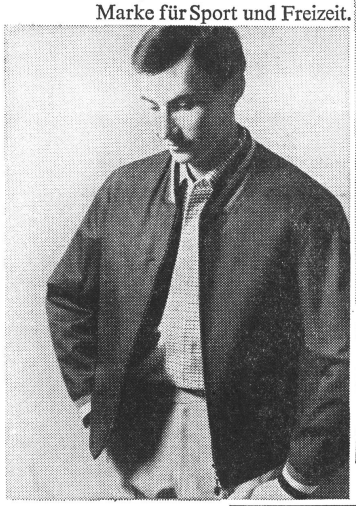
Direktion
Anglo-Continental Reise AG
Holbeinstrasse 20, 8008 Zürich

Möbel
Miet-Möbel für kurze oder lange Dauer. Einzelstücke und **ganze** Einrichtungen.

Vermietung
Zeitgemässes Möbel-Programm für: Wohnungen, Büros, Ausstellungen, Parties, Empfänge, Kongresse usw.

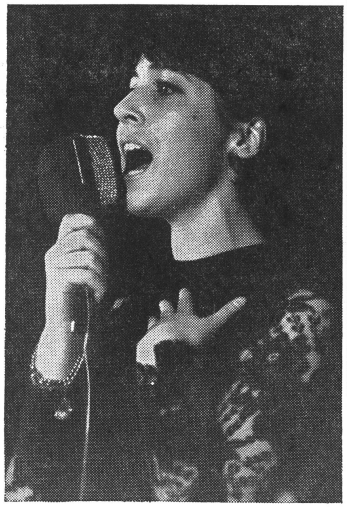
Mobilus
Ausstellung: Tödistrasse 40-42
beim Hochhaus zur Palme
8002 Zürich Tel. 051-256005/06

McGregor-Corner
Hier zeigen wir exklusive sportliche Kreationen dieser grossen amerikanischen Marke für Sport und Freizeit.



Jetzt sind die Frühjahrs-Neuheiten eingetroffen – rassige Anzüge und Mäntel, die nicht nur jungen Herren gefallen! Frisch in den Farben, originell im Stil und selbstverständlich in der neuen körpernahen Linie. Wann dürfen wir Sie beraten?

SPRING TIME



Fein-Keller
YOUNG MEN'S SHOP
Zürich, Sihlporte-Talstrasse 82

Sex im stillen Kämmerlein

280 Fragen zum Liebesleben der Studenten

Das sexuelle Verhalten wird sehr unterschiedlich beurteilt. Da gibt es zunächst und vor allem geistige Niveauunterschiede, ferner solche der Schulung und Bildung, schliesslich der Erfahrungsverarbeitung, der eigenen Geschlechtszugehörigkeit und so weiter. Von alledem soll jetzt nicht die Rede sein, sondern von einer Unterschiedlichkeit, die man gewöhnlich nicht kennt: von den Generationsunterschieden.

Professor Dr. Dr. Hans Giese, Leiter des Hamburger Instituts für Sexualforschung, hofft auch diesen Generationsunterschied bald deutlicher erkennen zu können. Anfang Februar liess er an 6128 Studenten und Studentinnen von zwölf Universtäten der Bundesrepublik Fragebogen mit 280 Fragen schicken, die in fünf Gruppen unterteilt sind. Allgemeines zur Person; medizinische Daten; sexuelle Betätigungen in der Kindheit; sexuelle Betätigung seit der Pubertät; Haltungen und Einstellungen gegenüber der Sexualität.

Erinnern sollen sich Neunzehn- bis Vierundzwanzigjährige an Herzklopfen ohne äusseren Anlass, an Schwindelanfälle, Erröten, Konzentrationsstörungen, Appetitlosigkeit, Alkohol- und Nikotinkonsum in den letzten zwölf Monaten, an heimliche Spiele und die Partner dabei im fünften Lebensjahr, an Praktiken und zeitlichen Ablauf ihrer späteren Liebeserlebnisse. Sie sollen zu Protokoll geben, wie und wo sie aufwuchsen, welche Schulbildung ihre Eltern haben, was sie selber studieren, wer ihr Studium finanziert. Sie werden gefragt, ob sie Sport treiben, gern handarbeiten oder kochen, welche Zensuren ihr Reifezeugnis in Deutsch, Mathematik oder Englisch aufwies, wie oft sie in die Kirche gehen und ob sie aus der DDR (im Fragebogen SBZ genannt) geflüchtet sind. Sie sollen schätzen, wie es wohl mit dem Liebesleben ihrer Kommilitonen und Kommilitoninnen aussieht, und erklären, was sie von bestimmten Gesetzen der Bundesrepublik halten, zum Beispiel von den Ehescheidungsgesetzen, den Gesetzen zur Schwangerschaftsunterbrechung, zur Homosexualität oder zum Schutze der Jugend.

Einer Reihe von Fragen folgt vorgedruckt eine Skala von vier oder fünf möglichen Antworten. So kann ein Proband zum Beispiel offenbaren, dass er nie, sehr selten, manchmal oder häufig errötet. Gerade die Antworten auf diese Fragen geben den Fragebogenauswertern vielleicht Aufschlüsse über den Unterschied zwischen dieser und früheren Generationen.

Man errötet nicht mehr so leicht wie die Eltern oder gar die Grosseltern. Dafür spricht schon die Tatsache, dass bereits 58 Prozent der befragten Studenten und 54 Prozent der befragten Studentinnen die offenherzigen Fragebogen ausgefüllt zurückgeschickt haben. Sie füllten sie – vermutlich ohne zu erröten – exakt aus.

Giese und sein Mitarbeiter, der Psychologe Dr. Günther Schmidt, hatten die Rektoren von neunzehn Hochschulen gebeten, zu erlauben, dass man ihre Studenten befrage. Zwölf stimmten zu oder erhoben keinen Einspruch: Berlin (Freie Universität), Bonn, Darmstadt, Erlangen, Frankfurt, Hamburg, Köln, Marburg, Saarbrücken, Stuttgart und Tübingen. Die Rektoren von Freiburg, Göttingen, Hannover, München und Münster erlaubten es nicht. Einige begründeten ihre Absage mit juristischen Erwägungen, zum Beispiel damit, dass im Fragebogen auch nach Dingen gefragt werde, die das Gesetz mit Strafe bedrohe. Andere fürchteten, dass die in letzte Einzelheiten gehenden Fragen unschuldigen Jugendlichen Abgründe eröffnen könnten, von denen sie nichts ahnten, und dass sie dadurch verlockt werden könnten, die Blumen des Bösen zu pflücken.

Solche Befürchtungen zeigen nach Meinung Gieses, dass jene Rektoren sich ein falsches Bild von der heutigen Jugend machen, ihre Aufgeklärtheit ebenso unterschätzen wie ihr Verständnis für nüchternes, wissenschaftliches Denken. Dass die Befragten anonym bleiben, wird es ihnen erleichtert haben, nüchtern und ehrlich zu offenbaren, was sich im stillen Kämmerlein zu begeben pflegt.

Félix Valloton 1897: En cueillant les fleurs du mal.

Auch dafür, wie diese Kämmerlein aussahen, interessiert sich der Fachmann: ob sie sich in Wohnungen fremder Vermieter, im Elternhaus, bei Verwandten oder Bekannten, im Studentenheim oder in einer eigenen Wohnung befanden. War es zur fraglichen Zeit in diesen Zimmern immer dunkel oder nur manchmal? Brannte dort zeitweise oder immer künstliches Licht? Wurde der erste Schritt triebhaft getan oder war Verführung das Motiv? War einfach die »Situation« der Anlass oder waren es »vor allem« Prestigegründe, eine Liebesbeziehung oder die Neugier? Für den Fall, dass jemand noch keine Erfahrungen gemacht hat, sieht der Fragebogen sieben mögliche Gründe vor, die vom mangelnden Interesse über moralische Bedenken, Angst vor Versagen, Furcht vor Schwangerschaft bis zum fehlenden oder ablehnenden Partner gehen.

Solche Fragen lassen sich vielleicht noch aus dem Gedächtnis beantworten. Vieles aber von dem, was gefragt wird, dürfte nur der beantworten können, der ein intimes Tagebuch führte und zudem Verdrängtes und Unbewusstes aus der Tiefe der eigenen Abgründe heraufzuholen vermag. Der Versandkatalog über Erlebtes und Nichterlebtes ist zweiundzwangzig dichtbedruckte Seiten stark. Ein Verzeichnis der Fachausdrücke soll es den Jugendlichen erleichtern, sich darin zurechtzufinden.

»Die Meinung der Studenten zu unserer Befragung lässt sich nur ungefähr abschätzen«, meint Institutsleiter Giese. »Die Rücksender und damit der überwiegende Teil sind mit der Befragung wohl grundsätzlich einverstanden gewesen. Sehr viele vermerken ihre Zustimmung ausdrücklich. Unter den etwa 2600 Nicht-Rücksendern sind neben Studenten, die die Befragung ablehnen, sicherlich auch solche, die mangels Zeit oder Interesse nicht antworteten. Immerhin erhielten wir nur vier ausdrückliche Beschwerden, in denen sich zwei Studentinnen und zwei Studenten derartige Anfragen als Belästigungen verbaten. Etwa 25 weitere Studenten begründeten ihre Nichtteilnahme in sachlicher Form.«

Die statistische Verarbeitung der Fragen (Erhebung von mehr als einer Million Daten) wird etwa ein Jahr dauern. Später sollen die Ergebnisse im Rowohlt-Verlag publiziert werden. Manch unbeschriebenes Blatt wird bis dahin noch zu beschreiben sein.

Ruth Herrmann

Copyright: »Die Zeit«, Hamburg

Basler Doktorexamen

D Freud isch gross, zum Ueberborde:
Wieder isch e ganzi Horde
Jungi Döggter flügge worde
Us der Alma mater Schoss.
Aentlig loot die Spannig loos!
Trotzdäm isch's eim lycht kurios:
Plötzlich dunggt ein d'Zyt so lang,
S'wird eim vor der Zuekunft bang,
Drum schalt ich in Ruggwärtsgang:

Siebe Johr lang hämmer gleert,
Täglig unser Wüsse gmehrt,
Hunderttausig Detail ghöört:
Wie me pöpperlet und loost,
Wie-n-e-n-Asthmakranke bloost,
Hüetet euch vor Schweinefett,
Schmalz vo Robbe-n-und vo Rinder
Eignet sich, und isch viel gsünder
Für die Grosse-n-und für d'Kinder.
Für Geburtshilf im Diplom
Hämmer glügglig am Phantom
D'Läderditti strapaziert,
Mit der Zange manövriert
Und ums gefährlig Kap rotiert.
E Fraktur heilt ohni Iise
Besser, wär ka das bewiise?
Mues d'Natur me do lobpriise?
Wenn der Schliim im Rache stoggt,
Nimm – au wenn der Hueschte plogt –
Radix-Senegae-decoct.
D'Aerzt hänn hütt kei Hälferwille,
Spände Troscht mit Kopfwehpille,
Heile s-CA mit Kamille
Oder gar mit Aloe . . .

Das, und vieles andri meh
Hämmer gläase, gschanzt und gsee.

Kasch nit nur uff's Wüsse baue,
Kasch emol dernäbehaue;
D'Konsequänze denn z'verdaue,
S'Bescht drus z'mache-n-und probiere
Vo de Fähler z'profitiere,
Mir mien's sälber usprobiere,
Nomol siebe Johr studiere.
Hütt – zwor s'letscht mol als Studänt –
Fiirt me drum nit s'happy Aend,
Denn me merkt erscht dä Momänt,
Dass me doch nit alles ka;
Goht drum muetig wieder dra
Und foot nomol vorne-n-a.

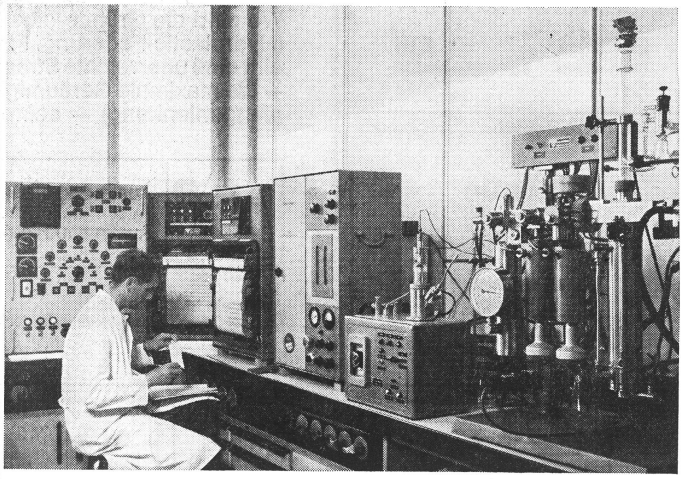
Triineli

Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J. R. Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschafter, Betriebswirtschafter und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work.
Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazeutik, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J. R. Geigy A.G., Basel

Geigy

A19



Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik – in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

SULZER

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

1112-1

Grosse Atlantik-Kreuzfahrt

mit SS »NEVASA«, dem komfortablen, englischen Kreuzfahrtenschiff, 21 000 BRT, Stabilisatoren, Schwimmbäder, Besatzung 380 Mann,

vom 2./3. bis 18. Sept. 1966

Wir fahren während der besten Jahreszeit nach Le Havre (Frankreich) — Ponta Delgada (Azoren) — Funchal (Madeira) — Casablanca (Marokko) — Lissabon (Portugal) — Le Havre — Schweiz. Ab Anlegehäfen fakultative Landausflüge und Besichtigungen,

und das alles für Fr. 720.—

(Studenten ohne Nichtmitgliederbeitrag). Inbegriffen Bahnfahrt mit Extrazug ab Zürich, Brugg, Basel und zurück, Unterkunft, Mahlzeiten. An Bord ohne zusätzliche Kosten Vortragsprogramm über Land und Leute, Tanz und Unterhaltung (3 Orchester), Filmvorführungen, Deckspiele, Wettbewerbe und anderes mehr.

Einmalige Gelegenheit zur Teilnahme an unserer herrlichen Traumreise. Ausführlicher Prospekt mit Anmeldeformular, erhältlich durch VPOD, Sektion Zürich, Stauffacherstrasse 58, 8004 Zürich.
Telephon (051) 23 26 75.
Anmeldungen bitte raschmöglichst.

Zürich
Institut **Minerva**

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

—

Maturität — Handelsschule
ETH — Arztgehilfinnenschule

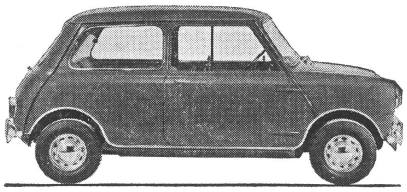
Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Q + F = E



AUSTIN 850 Hydrolastic®

A44

Dass die **Q**ualität und die **F**ahreigenschaften wesentlich zum **E**rfolg eines Fahrzeuges beitragen, dürfte unbestritten sein.
Sicher sind dies aber nicht die allein-entscheidenden Punkte.
Die Zweckmässigkeit der Karosserie, die Geräumigkeit, die Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit, der gebotene Service, der günstige Preis usw. fallen bei der Wahl eines Wagens ebenso ins Gewicht.
Der Austin 850 Hydrolastic hat grossen Erfolg — im Umsatzrennen wie im Sport.
Der Austin BMC Cooper «S» Rallye-Europameisterwagen 1965.
Wo sind die Gründe dieses Erfolges zu suchen? Ist es die berühmte BMC Konzeption (Hydrolastic-Federung, Frontantrieb, Quer-Motor), die mit dem tiefen Schwerpunkt vereint eine unerreichte Strassenhaltung bietet, die 1-mm-Ganzstahl-Sicherheits-Karosserie — die maximale Geräumigkeit bei minimalen Aussenmassen — seine Wendigkeit (Zahnstangenlenkung) — seine Wirtschaftlichkeit — seine... — ...sein Preis, ab Fr. 5200.—.

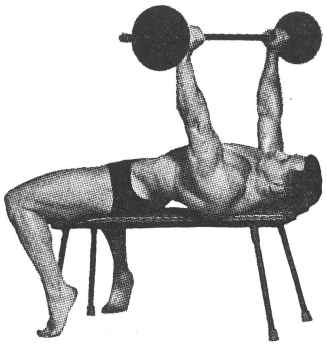
Austin 850 Hydrolastic, Limousine	ab Fr. 5200.—	
Austin 850 Hydrolastic, Speedwell, 45 PS	ab Fr. 5700.—	
Austin 850 Hydrolastic, mit Automatik	ab Fr. 6220.—	

Austin ein BMC Produkt
Über 300 BMC Servicestellen in der Schweiz

Generalvertretung: Emil Frey AG, 8021 Zürich
Badenerstr. 600, Tel. 051/54 55 00

FREIHOFER
Buchhandlung für Technik und Wissenschaft
Universitätstr. 11
Zürich 6
Tel. 47 34 32

FREIHOFER
Buchhandlung für Medizin
Rämistrasse 37
Zürich 1
Tel. 47 92 22



Zentrum für modernes Krafttraining

Nordstrasse 126, 8037 Zürich, Telephon 88 34 65
Anmeldung Montag bis Freitag 16 bis 20 Uhr
Trainingsleitung: W. Kieser

200 Klaviere
der verschiedensten Preislagen:

Rippen	ab 2345.—
Zimmermann	ab 2690.—
Rönisch	ab 2885.—
Burger & Jacobi	ab 3425.—
Sabel	ab 3450.—
Schmidt-Flohr	ab 3575.—
Schimmel	ab 3505.—
Knight	ab 3600.—
Grotrian-Steinweg	ab 5100.—
Steinway & Sons	ab 6275.—
C. Bechstein	ab 6625.—

Jecklin
Pianohaus Zürich 1, Pfauen
Telefon 051/24 16 73

Fortsetzung von Seite 1

Sie wurden noch im Juli, vor Beginn der Semesterferien, in einem zweitägigen Vorbereitungsseminar mit den wichtigsten Fragen des Bildungsdefizits der Arbeiter und Bauern, aber auch dem der Katholiken und der Mädchen bekanntgemacht. In den beiden folgenden Ferienmonaten bereitete sich ein kleiner Kreis intensiv vor. Jeden Montagabend wurden nicht nur die organisatorischen Fragen besprochen, man erörterte Landwirtschaftsprobleme und Schulreformfragen, bastelte an den Entwürfen für den Rahmenvortrag, kundschaftete die örtlichen Gegebenheiten der Gemeinden aus, entwarf Graphiken für die Lichtbilder. Gleichzeitig wurde mit den Leuten verhandelt, die dafür garantieren konnten, dass die Studenten in den Gemeinden wohlwollend aufgenommen würden: mit dem Regierungspräsidenten für die Landräte und Bürgermeister, mit dem Kultusminister für die Schulämter und Lehrer, mit den Bischöfen der beiden Kirchen für die Dekanate und Pfarrer.«

Die gründliche Vorbereitung lohnte sich. »Am 27. September des vergangenen Jahres fanden die ersten Vorträge in vier Gemeinden der Landkreise Freiburg und Emmendingen statt. Die Kinder hatten Handzettel in der Schule mit nach Hause bekommen, Plakate kündigten die Veranstaltungen an, die Gemeindediener läuteten es aus, von der Kanzel war es verkündet worden, in der Zeitung stand es, im Radio wurden die Termine bekanntgegeben, kurzum, es waren alle Mittel der Werbung für die Veranstaltungen eingesetzt worden. In den vier Gemeinden hatten sich je nach Gemeindegrösse zwischen vierzig und sechzig Personen eingefunden. Sie zeigten Interesse, sie diskutierten – und sie widerlegten so die insgeheim gehegte Befürchtung, die Studenten könnten möglicherweise von der Landbevölkerung abgelehnt werden. Das Eis war gebrochen. Mitte März 1965 hatten hundertzwanzig studentische Referenten und PKW-Fahrer, die auf jede Vergütung verzichtet hatten und nur ihre unmittelbaren Auslagen ersetzt bekamen, vierzigtausend Fahrkilometer zurückgelegt und in vierhundert Landgemeinden vor rund 18 000 Zuhörern Vorträge gehalten.«

Und das Resultat dieser Anstrengungen war überaus erfreulich. In der »Zeit« vom 25. März 1966 steht zu lesen: »Die Erfolge der Freiburger Studenten zeigen sich in diesem Jahr deutlich bei den Anmeldungen zu den weiterführenden Schulen. Südbaden, seit Generationen das Schlusslicht im südwestdeutschen Bildungswesen, hat in diesem Jahr die höchste Steigerungsquote unter den Landesteilen in Baden-Württemberg zu verzeichnen. Auffallend ist vor allem die Steigerung der Anmeldungen zu den Mittelschulen. Während im Landesdurchschnitt die Anmeldungen um 15,3 Prozent zunahmen, erreichte der Landesteil Südbaden mit 32,7 Prozent mehr als da Doppelte des Landesdurchschnitts.«

In den einzelnen Landkreisen sind die Erfolge noch augenfälliger: »Das sensationellste Ergebnis liegt aus dem Landkreis Lahr vor. Hier meldeten sich im Vorjahr 105 Schüler zur Mittelschule an. Davon kamen 86 aus der Stadt Lahr, 19 aus den Landgemeinden. In diesem Jahr meldeten sich 177 Schüler an, davon entfielen auf Lahr 61, auf die Landgemeinden 115. Die Zunahme von 19 auf 115 stellt eine Steigerung um 600 Prozent dar.« (»Zeit«, 25. 4. 1966.)

Aber die dynamischen Bildungswerber geben sich nicht zufrieden, sie werben weiter: »Ermuntert durch die bisherigen Ergebnisse, sind die Freiburger Studenten entschlossen, ihre Bildungswerbung fortzusetzen. Sobald auf dem Lande die Feldbestellung anhebt, soll die Aktion verstärkt in die Industriebetriebe getragen werden.« (Ignaz Bender.)

Doch nicht nur der Werbung allein gilt die Aufmerksamkeit; diejenigen, die einmal den Schritt an ein Gymnasium gewagt haben, sollen sich dort auch halten können. Bender: »In vielen Diskussionen hatten Eltern aus den Dörfern und Kleinstädten darüber geklagt, dass sie ihren Kindern nur wenig beim Erledigen der Hausaufgaben helfen könnten, weil sie selbst meist keine solche Ausbildung genossen hätten – und gerade hiervon hänge oft Erfolg oder Misserfolg ihrer Kinder an den weiterführenden Schulen ab. Der Direktor des Breisacher Gymnasiums, Studiendirektor Klein, der an sämtlichen Veranstaltungen der Freiburger Studenten im Einzugsbereich seiner Schule teilgenommen hatte, griff die Anregung auf. Er fragte an, ob ihm nicht über »Student aufs Land« zehn Studenten zur Verfügung gestellt werden könnten, um, verteilt in Gruppen zu je zwei, an fünf Nachmittagen die Schüler seines Gymnasiums beim Erledigen der Hausaufgaben zu beaufsichtigen. Die zehn Studenten waren bald gefunden. Kaum war dieses Experiment »Hausaufgabenhilfe« Anfang des Jahres angelaufen, besserten sich nach übereinstimmenden Aussagen der Lehrer die Leistungen der Schüler. Der Notendurchschnitt einer Klasse stieg um 1,5 Noten. Von siebzehn »ungenügend« blieben drei übrig.

Und wir?

Wie gesagt, wir können zum Beispiel angestrengt in den Kreisel der Bildungsprobleme starren, darauf hinweisen, dass unsere Mittelschulen und Universitäten sowieso schon zum Bersten voll sind (in Freiburg sind sie's auch), wir können auch an der Bildungsreserve überhaupt zweifeln, wir können, mit anderen Worten, mit guten Gründen nichts tun. Nur tut es sich halt dann ohne uns, von selber, und ziemlich sicher nicht so, wie es uns passt. (Es soll ausnahmsweise darauf verzichtet werden, hier eine passende Stelle aus Max Frisch zu zitieren.) Immerhin – die Freiburger Studenten gaben ein Exempel ab, wie es sich auch machen lässt, und dabei bewiesen sie gerade noch einiges: Die Mittelschulen lassen sich demokratisieren, die Bildungsreserve scheint zu bestehen, Aufklärung zu nützen. Und noch etwas: Die Studenten können auch den überlasteten Gymnasiallehrern zur Seite stehen. – Ja eben, und wir?

Schüchterne Anregung

Es dürften sich auch in der Schweiz die berühmten Bildungsreserven wecken lassen. Erste Voraussetzung allerdings, um solche Bestände orten zu können, sind genaue statistische Erhebungen, die nicht allzu alt sein dürfen. Doch damit steht es beispielsweise im Kanton Zürich nicht gerade gut. Als wir bei der Vorbereitung dieses Artikels das »Statistische Amt des Kantons Zürich« um geeignete Zahlen angingen, die je die Anzahl der Mittelschüler in den einzelnen Gemeinden nennen könnten, waren die jüngsten diesbezüglichen Erhebungen auch schon sieben Jahre alt. Dennoch seien zum Schluss, als schüchterne Anregung, sich die Möglichkeit einer eigenen Aktion »Student aufs Land« durch den Kopf gehen zu lassen, einige Beispiele mitgeteilt. (Siehe untenstehende Tabelle.)

PS. »Es ist eine grosse menschliche Kraft, ohne Ungeduld zu harren, zu warten, bis alles reifet.« (Pestalozzi) – Nicht immer. *Die Redaktion*

Bezirke, Gemeinden	Einwohnerzahl (1959)	Kantonsschule Zürich	Kantonsschule Winterthur	Kantonsschule Zürcher Oberland	Töchterschule der Stadt Zch.	Unterseminar Küsnacht	Oberseminar Zürich
Affoltern	17 108	13	—	—	17	1	2
Aeugst	725	—	—	—	—	—	—
Affoltern a. A.	4 210	5	—	—	8	—	—
Bonstetten	1 098	—	—	—	—	—	—
Hausen a. A.	1 600	1	—	—	—	—	—
Hedingen	1 731	2	—	—	2	—	—
Kappel a. A.	691	—	—	—	—	—	—
Knonau	664	—	—	—	2	—	1
Maschwanden	440	—	—	—	—	—	—
Mettmenstetten	1 680	4	—	—	3	—	—
Obfelden	1 537	1	—	—	2	—	—
Ottenbach	1 009	—	—	—	—	1	—
Rifferswil	467	—	—	—	—	—	1
Stallikon	721	—	—	—	—	—	—
Wettswil	535	—	—	—	—	—	—
Zum Vergleich:							
Bezirk Hinwil (mit Kantonsschule Zürcher Oberland)	46 267	6	7	112	14	7	8

Aus den »Statistischen Berichten des Kantons Zürich«, Heft 3, 1960. (Die Schülerzahlen stammen von 1957/58.)

Sigi Widmer rezensiert Bücher für den »Zürcher Studenten«

Eigentlich dürften wir uns nach der stolzen Wahl Dr. Sigmund Widmers zum neuen Stadtpräsidenten von Zürich eine solche Ueberschrift nicht mehr erlauben. Wir freuten uns aber so an diesem Titel, der uns übrigens noch während der heissen Wahlkampfzeit eingefallen ist, dass wir nicht gerne auf ihn verzichten mochten. Denn in der Tat, S. Widmer, das neue Zürcher Stadtoberhaupt, bespricht Bücher für den »Zürcher Studenten« – Heft 6, November 1943. Beim Stöbern in alten Nummern fanden wir diese Perle:

Carl J. Burkhardt: »Erinnerungen an Hofmannsthal, Briefe des Dichters.«

Hofmannsthal, dieser rätselhafte Mensch, hat einer überzeugenden Deutung bis jetzt widerstanden. Schöpferkraft und Epigonentum lassen sich bei ihm, der wie kaum ein anderer unsere gesamte Kultur in sich aufgenommen hat, nur schwer unterscheiden. Um so dankbarer müssen wir sein, dass es der grosse Basler, Prof. Carl J. Burckhardt, unternommen hat, uns den Dichter an Hand persönlicher Erinnerungen näher zu bringen. S. Widmer.

Erich Brock: »Ernst Jünger und die Problematik der Gegenwart.« Verlag Benno Schwabe.

Auch Jünger steht im grossen Widerspruch unserer Zeit, zwischen »Zweifel am Zweifel« und »Glaube an den Glauben«. Die Angst vor der Uferlosigkeit zwingt ihn, einen gewaltsamen Abschluss zu suchen.

Sein Kampf gilt dem Individuum. Sein Ziel und Idealbild ist der »Arbeiter«, der, ein namenloser Teil der Masse, in der Technik seinen ethischen Lebensstil findet. – Aber die Wirklichkeit überzeugt ihn von der Unhaltbarkeit seiner Vorstellungen: das Individuum, vor allem der starke und beseelte Mensch, kann der grossen Masse nicht restlos eingeordnet werden.

So ist Jüngers Denken Ausdruck für die ungeheure Spannung, die zwischen Einzelmensch und absoluter Forderung auftritt, und der auch wir alle unterworfen sind. S. Widmer.

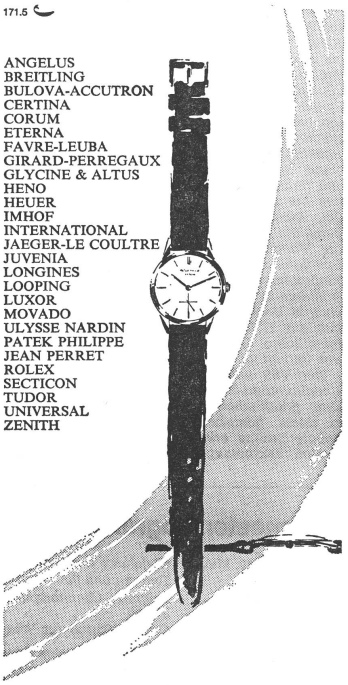
Nüüt für unguet, Herr Stadtpräsident!

BUCHBINDEREI
Emil Stamm
Zürich 6
Gloriastrasse 55
Tel. (051) 47 34 49
Sämtliche Buchbinderarbeiten
Plastikheftung zum Selbstauswechseln

DÉPOSÉ
SIHL
SUPERBUS
Dies ist die geschützte Fabrikmarke für einen schweizerischen Zeichenkarton von gleichbleibender Spitzenqualität. Er ist geschmeidig, sehr widerstandsfähig und hat eine hohe Grundweisse; er zeichnet sich zudem durch eine bisher unerreichte Lichtbeständigkeit und optimale Radierfähigkeit aus.
SUPERBUS Zeichenkarton eignet sich je nach Oberfläche für die verschiedensten Techniken: die Sorten rauh und extra rauh I und II besonders für Aquarell- und Ölmalerei, die Sorten satiniert und matt für technische Zeichnungen.
SIHL
SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich
Telefon 051/23 27 35

Dürfen wir Sie zu unseren Gästen zählen?
Unibar Universitätsgebäude
Erfrischungsraum Zahnärztliches Institut
Erfrischungsraum Tierspital
Karl der Grosse Kirchgasse 14 (auch Gaststube 1. Stock)
Olivenbaum Stadelhoferstrasse 10 (auch 1. Stock)
Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten
▶ Medizin
▶ Jurisprudenz
▶ Nationalökonomie
▶ Architektur
in guter Auswahl bei
Hans Raunhardt
INH. GERHARD HEINIMANN & CO.
Buchhandlung und Antiquariat
Gegründet 1890
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

171.5
ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH

Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.
Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend
Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

happenings
happenings
happenings

Keine Tränen für den Polyball

An einem Gespräch vom 15. März 1966, an welchem Herr Rektor Prof. Leibundgut, Dr. Bosshardt (Sekretär des Schweizerischen Schulrates), Dr. von Arx, Niggli und Rindlisbacher sowie Vertreter der KOSTA und des VSETH teilnahmen, wurde beschlossen, den Polyball während der Bauperiode im ETH-Hauptgebäude nicht durchzuführen. Die KOSTA und der VSETH möchten dazu folgendes bemerken: Kein Brief an den Bundesrat, kein Sitzstreik, keine faulen Tomaten können noch helfen. Selbst wenn die Bauphase im Herbst 1966 noch nicht so weit fortgeschritten sein sollte, wie heute angenommen wird, gilt es doch zu bedenken, dass wir jetzt schon unsere Dispositionen treffen und erste Verträge eingehen müssten. Das Risiko (mit allen finanziellen Konsequenzen), möglicherweise im Oktober erst nach langer Vorbereitung doch noch absagen zu müssen, können wir natürlich nicht eingehen. – In einem Brief ersuchten wir den Sekretär des Schweizerischen Schulrates um eine Stellungnahme von verantwortlicher Seite und durften folgende Antwort entgegennehmen.

Sehr geehrte Herren,
Mit bestem Dank bestätige ich den Empfang Ihres Briefes vom 28. März 1966 betreffend die Durchführung des Polyballes in den nächsten drei Jahren, während welcher im Hauptgebäude der ETH Erweiterungs- und Umbauarbeiten stattfinden. Es freut mich, dass Sie unserer Stellungnahme Verständnis entgegenbringen.

Sollte ich Ihnen für die provisorische Durchführung des Polyballes irgendwie behilflich sein können, so bin ich dazu gerne bereit.

Von Ihrem Schreiben habe ich auch Herrn Rektor Prof. Dr. H. Leibundgut Kenntnis gegeben. Er befürwortet Ihren Wunsch, nach Abschluss der Bauarbeiten den Polyball wieder im Hauptgebäude der ETH durchführen zu dürfen. Ich bitte Sie, zu gegebener Zeit mit einem entsprechenden Gesuch an den Präsidenten des Schweizerischen Schulrates zu gelangen; voraussichtlich wird dies im Jahre 1969 der Fall sein.
Mit hochachtungsvollen Grüssen

Der Sekretär des Schweiz. Schulrates:

Ebenso zuvorkommend hat sich Herr Rindlisbacher bereit erklärt, eine neue KOSTA in die Tücken und Hindernisse einer gelungenen Polydekoration einzuführen – eine Arbeit, die er seit Jahren mit grösstem Einsatz und Erfolg auf sich genommen hat.

Wir danken diesen Herren bestens und können nur hoffen, dass die Behörden in drei, vier Jahren ebensoviel Verständnis und Hilfe pro Polyball in domo aufbringen werden, wie das in den letzten Jahren der Fall gewesen ist.

Für die KOSTA:
Thomas Huber, Präsident

Für den
Verband der Studierenden an der ETH:
Sergio Pellegrini, Präsident

VSS-Pressedienst

Politische Prozesse gegen Studenten in Griechenland

Die Auseinandersetzungen zwischen der Regierung Stephanopulos und dem griechischen Studentenverband erreichten im Februar einen neuen Höhepunkt. Nachdem die griechischen Studenten mit Konferenzen, Demonstrationen und Streiks versucht hatten, ihren Forderungen nach Studienreformen und akademischer Freiheit Nachdruck zu verschaffen, griff die Polizei hart ein. Sie drang in die Universitätsgebäude ein und verhaftete die Mehrheit der Exekutive des studentischen Nationalverbandes. Diese Studentenführer – unter ihnen der Präsident, der Vizepräsident, der Vizepräsident für Internationales, der Quästor sowie der Präsident der Studentenschaft der Universität Athen – blieben in der Folge während 6 Wochen in Untersuchungshaft und hatten sich am 17. März wegen Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit vor Gericht zu verantworten.

Der VSS nahm den Beginn dieser Gerichtsverhandlungen zum Anlass, um dem griechischen Ministerpräsidenten in einem Schreiben seine Stellungnahme gemäss seiner Grundhaltungsmotion bekanntzugeben, die auch in einem Pressecommuniqué zusammengefasst wurde. Diese Schritte wurden erst unternommen, nachdem der VSS aufgrund umfangreicher Informationen aus verschiedenen Quellen (u. a. der internationalen Juristenkommission und der internationalen Studentenkonferenz) zur Ansicht gekommen war, dass die genannten Studenten verhaftet wurden, als sie von ihren Grundrechten Gebrauch machten.

Der VSS hatte zusammen mit dem Verband Deutscher Studentenschaften einen Beobachter an die erwähnten Prozesse entsandt.

Nachwahlen in den VSS-Vorstand

Nachdem am vergangenen Jahreskongress zwei Vorstandssitze vakant blieben und von den letztjährigen Amtsträgern interimistisch versehen wurden, konnte der Vorstand nun in Nachwahlen vollständig besetzt werden. Zum Vizepräsidenten für Soziales wurde François Nordmann (Freiburg) und zum Vizepräsidenten für Universitätsfragen André Petitat (Genf) gewählt.

Semesterprogramm der AGH

Dienstag, 10. Mai, 20.15 Uhr	*»Bejahung und Ablehnung in der Schulung unserer Truppen und ihrer Chefs«* Referent: Oberstbrigadier Zollikofer, Kdt. Inf. OS Zürich Ort: Zunfthaus zur Waag (Zunftstube)
Dienstag, 24. Mai, 20.15 Uhr	*»Brauchen wir eine Opposition?«* Diskussionsleiter: Dr. Peter Studer Referenten: Prof. Grossmann, Kantonsrat (freis.); Nationalrat Vontobel (LdU); Dr. Bertschi (soz.); Kantonsrat Burlet (PdA) Ort: Zunfthaus zur Waag (grosser Saal)
Mittwoch, 22. Juni, nachmittags	*Exkursion nach Würenlingen.* Besichtigung der Forschungszentren des Eidg. Institutes für Reaktorforschung
Dienstag, 28. Juni, 20.00 Uhr	*»Frankreich ohne Europa, Nato ohne Frankreich«* Diskussion mit Hans O. Staub Ort: Zunfthaus zur Waag (Zunftstube)
Mittwoch, 6. Juli, 19.15 Uhr 20.15 Uhr	*2. Ordentl. Mitgliederversammlung* *»Beitritt der Schweiz zur Uno: Ja? Nein?«* Diskussionsleiter: Dr. F. Luchsinger, Red. NZZ Referenten: Prof. Walther Hofer, Nationalrat; Dr. J. Streub (voraussichtlich) Ort: Rest. Du Pont, Bahnhofquai 6 (kleiner Saal)

Korrektur

In der Nr. 8 des ZS vom letzten Februar erschien unter der Rubrik »Bildung oder Ausbildung« ein Artikel mit der Ueberschrift »Elite – oder Massenuniversität«. Die geistreiche Abhandlung wurde uns vom Corporationen-Verband zur Verfügung gestellt und war – wie im Vorwort gebührend vermerkt wurde – ursprünglich für die Spalte: »Aus couleurstudentischen Kreisen« bestimmt gewesen. Unterschrieben war der Artikel mit Maximilian Reimann. Inzwischen hat es sich herausgestellt, dass der Artikel mit einigen geringfügigen Aenderungen einem Vortrag von Dr. Friauf, Privatdozent an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät in Marburg, entspricht. Wir haben die Beschwerde Dr. Friauf an Maximilian Reimann und an die Verantwortlichen des CV weitergeleitet.

Red.

Neu im »Zürcher Student«:

Kleinanzeigen von Studenten

werden vom Büro der Studentenschaft der Universität an der Doktor-Faust-Gasse 9, Telephon (für Auskünfte) 32 92 87, entgegengenommen.

Preise:

einspaltig	1 cm hoch	Fr. 7.–
	2 cm noch	Fr. 14.–
	3 cm hoch	Fr. 20.–

Der Betrag ist sofort in bar zu bezahlen. Benutzt diese Gelegenheit, eure Bücher, Mikroskope usw. zu verkaufen, eure Kommilitonen zu informieren oder Mitfahrer für den bevorstehenden Europa-Trip zu finden!

Gastvorlesungen

Herr
Prof. Dr. Erik Forssman
Schweden
Montag, 9. Mai 1966, 17–19 h, im Hörsaal 109

a) Architekturen in der venezianischen Malerei des Cinquecento
b) Edvard Munch und der deutsche Expressionismus

Herr
Prof. Dr. Erich Hubala
München
Mittwoch, 11. Mai 1966, 14–16 h, im Hörsaal Nr. 19

a) Ein- oder Mehransichtigkeit bei Berninis Skulpturen
b) Palladios Palastfront Chiericati in Vicenza

Herr PD Dr. O. Ewert
Universität Mainz
Mittwoch, 18. Mai 1966, 18–19 h, im Hörsaal Nr. 104

»Zur Entwicklungspsychologie des Gefühls«

Herr
Dr. Detlev von Uslar
Freiburg i. Br.
Donnerstag, 12. Mai 1966, 18–19 h, im Hörsaal Nr. 104

»Leiblichkeit und Weltlichkeit als ontologische Prinzipien der Psychologie«

Herr
Prof. Dr. Emil Maurer
Montag, 16. Mai 1966, 10–12 h, im Hörsaal Nr. 19

a) Zum Menschenbild des Manierismus: die »figura serpentinata«
b) Gedanken zum Epochenbegriff des Manierismus

Herr Prof.
Dr. Hans-Wilhelm Klein
Universität Giessen
Dienstag, 10. Mai 1966, 8–9 h, im Hörsaal 117 A

»Die Reichenauer Glossen als erstes französisches Sprachzeugnis«

Mittwoch, 11. Mai 1966, 8–9 h, im Hörsaal 117 A

»Neue Forschungen zu den Reichenauer Glossen«

Herr Dr. Kurt W. Forster
Assistant Professor Yale University
Dienstag, 10. Mai 1966, 14–16 h, im Hörsaal Nr. 19

a) Pontormos Fresko in der Medici-Villa von Poggio a Caiano (1519–21)
b) Die amerikanische Collage und Assemblage, Tradition und Technik

SOMMERPROGRAMM 1966

M F K

I. Programm

18. Mai	Im Westen nichts Neues	(USA 1930 / Lewis Milestone)
1. Juni	Bande à Part	(Frkr. 1964 / J. L. Godard, Anna Karina)
15. Juni	David and Lisa	(USA 1962 / Frank Perry)
29. Juni	Roma, città aperta	(It. 1945 / Rossellini, A. Magnani)
13. Juli	Muerte di un ciclista	(Spanien 1955 / J. A. Bardem)
5. Okt.	Harakiri	(Japan 1962 / Kobayashi)

II. Programm (Englischer Film seit dem II. Weltkrieg)

11. Mai	Odd man out	(1947, Carol Reed)
25. Mai	The detective	(1954, Robert Hamer)
8. Juni	Billy Liar	(1962, John Schlesinger)
22. Juni	The loneliness of a longdistance runner	(1962, Richardson)
6. Juli	Look back in anger	(Jack Clayton, Claire Bloom, Richard Burton)
14. Sept.	The servant	(1963, Joseph Losey)
28. Sept.	The girl with the green eyes	(1964, Desmond Daves, Rita Tushingham) Zürcherische Erstaufführung

Die Vorstellungen finden jeweils am Mittwoch um 12.05 im Cinéma Corso statt. Mitgliederausweise für Studenten (Fr. 6.–) werden vor den Vorstellungen verkauft.

Akademischer Sportverband

Zum Semesterbeginn möchten wir alle herzlich begrüssen und machen speziell die Neueintretenden auf unseren umfangreichen Sportbetrieb aufmerksam. Die Details sind dem blauen Programm des ASVZ zu entnehmen, welches überall aufliegt.

Uebrigens steht auch den *Studentinnen* unser Turnbetrieb offen, was viele scheinbar noch nicht wissen! Wer also unter seinesgleichen die zarten Glieder geschmeidig erhalten will, halte sich an die getrennt geführten Lektionen im Studentinnenturnen. Nimm dein Turnzeug und besuche einmal mit deiner Studienkollegin eine der Gymnastikstunden! Es kostet dich nichts, nur die Ueberwindung des ersten Besuches!

Wir möchten alle sporttreibenden Studierenden dringend bitten, sich *einmal pro Semester in der betreffenden Sportart* in die aufgelegten *Präsenzlisten* einzutragen. Einmal ist die Einschreibung für eventuelle Versicherungsansprüche bei einem Unfall grundsätzlich notwendig. Ferner dient sie uns als Grundlage für die Statistik zur Erfassung aller Turnenden und ist mitunter ein Beitrag von euch für die Erstellung dringend notwendiger neuer Sportanlagen.

Einige Zahlen aus der Statistik des vergangenen Wintersemesters 1965/66: Total der Besuche in den 16 Wochen: 52 000. Es haben sich 3304 Studierende im Sport eingeschrieben (ca. 167 Mädchen). Dies sind 27,2% aller Studierenden. Davon entfallen 1902 oder 33,2% auf die ETH und 1402 oder 22,3% auf die Universität Zürich. Die Beteiligung der Damen: ETH 15,5%, Universität Zürich nur etwas über 9%!

Im vergangenen Halbjahr hat der ASVZ einen *Konditionstest* in der Allgemeinen Körperschullektion durchgeführt, um Aufschluss über die körperliche Fitness der Turnenden zu erhalten.

Der Test, der aus 4 Freiübungen bestand, wurde viermal während drei Tagen durchgeführt, und zwar jeweils in den Monaten November, Dezember, Januar und Februar. Eine erste Auswertung hat folgende Resultate ergeben:

Herren

Monat	*Anzahl*	*1. Uebung*	*2. Uebung*	*3. Uebung*	*4. Uebung*	*Quersumme*
November	495	22,6	17,8	17,9	21,8	80,1
Dezember	590	22,1	18,9	16,7	23,6	81,3
Januar	475	23,5	19,6	16,9	23,8	83,8
Februar	352	24,1	20,4	17,4	24,8	86,7
Total	1912					

Damen

Monat	*Anzahl*	*1. Uebung*	*2. Uebung*	*3. Uebung*	*4. Uebung*	*Quersumme*
November	35	14,4	14,3	16,2	17,4	62,3
Dezember	39	12,5	16,2	15,2	17,3	61,2
Januar	25	12,4	16,9	16,3	18,7	64,3
Februar	26	15,4	15,5	15,3	18,6	64,8
Total	125					

Die erste Uebung war ein Liegestütz, die zweite ein Aufsitzen, die dritte ein Rumpfheben rw. und in der vierten war ein Sprung über den Partner zu machen. Dauer: pro Uebung 30 sec. Arbeit, 30 sec. Erholung. Die betreffenden Zahlen unter den einzelnen Uebungen ergeben die Anzahl Wiederholungen. Es lassen sich bereits Schlüsse ziehen, doch ist eine weitere Verarbeitung der Resultate noch im Gange.

Bruno Dümmler,
Hochschulsportlehrer

Fortschrittliche Studentenschaft Zürich

In der ersten Veranstaltung des Semesters wird die Frage diskutiert:
»Wann ist ein Lehrer politisch untragbar?« (Die grundsätzlichen Aspekte der Wegwahl Max Meiers)

Teilnehmer der Diskussion:
H. Buchbinder, Publizist, Zürich
W. Schiesser, Redaktor NZZ
F. Sailer, Vertreter des Lehrervereins
E. Zellweger, Ständerat

Die Diskussion leitet:
Pfarrer P. Frehner

Am 16. Mai im grossen Saal des Studentenheims der ETH, 20.00 Uhr.

Heimstätte Boldern

Freitag/Samstag, 20./21. Mai 1966:
Das Frauenstimmrecht in schweizerischen Verhältnissen
Hemmt es oder fördert es die direkte Demokratie?

Tagung für politisch aktive Bürger in den Parteien und Parteilose.

GESELLSCHAFT ZUM FRÖHLICHEN SCHLÜSSELLOCH
Zweierstrasse 15 (Studentenhaus Zürich 4 beim Stauffacher)

Jeden Mittwoch und Freitag Gelegenheit zu **Tanz oder Diskussion.** Auch Nichtmitglieder sind freundlich eingeladen.

Briefpartner

Wir erhielten den Brief einer amerikanischen Studentin für Geschichte, welche eine Semesterarbeit über die Schweiz zu machen gedenkt. Um ihre Arbeit aktueller gestalten zu können, sucht sie Kontakt mit schweizerischen Studenten verschiedenster Fakultäten. Sie wäre auch zum gegenseitigen Austausch von Ideen und Informationen bereit.

Bitte sich wenden am Miss Jan Dargatz, 311 Faber Street, Shafter, California, USA, 93263.

theater

Studententheater: Premiere in acht Tagen!

»Der Drache« von Jewgenij Schwarz

Ein Mörchen

Der Drache hat drei Köpfe, die er beliebig auswechseln kann, bald ist er ein freundlicher, etwas rauher alter Herr, dann – im Dienst – der glatte, perfekte Gentleman-Verbrecher, und im Kampf speit er Feuer und ist so gross wie eine Kirche. Jewgenij Schwarz, sein Autor, liess es sich nicht nehmen, dem Ungetüm solche Verwandlungen auf offener Bühne zu gestatten.

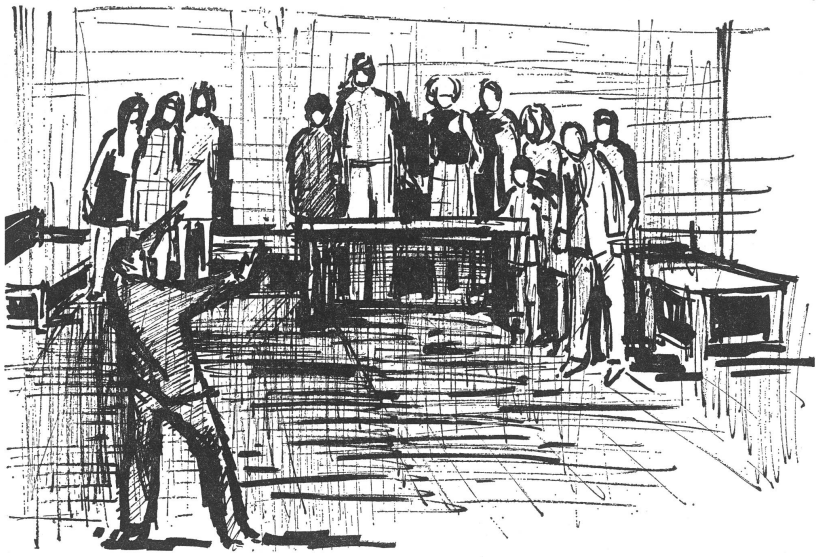
Thomas Held, der unternehmungslustige Regisseur des Studententheaters, hat sich allerhand zugemutet, als er den Entschluss fasste, dieses Spektakel mit seinen Studenten-Schauspielern zu inszenieren. Das Stück aber lohnt den Aufwand.

Der Inhalt ist schnell erzählt: Einer jener selbsternannten Richter und Rächer der Bosheit, der fahrende Ritter und Berufsheld Lanzelot, kommt auf seiner Reise in eine Stadt, die von einem Drachen beherrscht wird. Unglücklicherweise begegnet er hier gerade jenem Mädchen, das sich der Drache für dieses Jahr in seine Höhle holen will. Natürlich verliebt sich Lanzelot, und flugs beschliesst er, die Stadt von ihrem Tyrannen zu befreien, was aber die Bürger gar nicht freut, denn sie empfinden das als Störung ihrer Ordnung. Er fordert den Drachen zum Kampf, schneidet ihm, wie nicht anders zu erwarten, sämtliche Köpfe ab, wird aber dabei selber fast tödlich verwundet. Das Interregnum nützt der Statthalter des Drachen, der Bürgermeister der Stadt, um sich zum neuen Diktator aufzuschwingen. Niemand leistet ihm Widerstand, denn alle sind die Unterdrückung gewohnt, ja sehen sie sogar als natürlich an. Doch Lanzelot kehrt nach einem Jahr zurück, seine robuste Natur überwand auch diese Verletzung, er lässt den Bürgermeister ins Gefängnis werfen und heiratet die Geliebte.

»Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.« Nicht so lässt Jewgenij Schwarz das Märchenspiel ausgehen. Lanzelot hat sich verwandelt. Aus dem naiven Helden, der glaubte, der Gesellschaft helfen zu können, indem er den Vertreter der Ausbeutung tötet, ist der kluge Regent geworden, der eingesehen hat, dass allererst das Prinzip der Ausbeutung, das falsche Bewusstsein nämlich der Unterdrückten, das eine unmenschliche Ordnung für gerecht hält, vertilgt werden muss, um Freiheit und Glück jedem zu ermöglichen. »Ich bin nicht mehr so wie ich früher war... Ich darf nicht weggehen... Es steht uns eine schwierige Kleinarbeit bevor. In jedem muss der Drache getötet werden.« Nicht ohne Grund sind vorhin die marxistischen Termini »Ausbeutung«, »falsches Bewusstsein« und »Unterdrückung« gewählt worden: Jewgenij Schwarz, der russische Dramatiker (1958 gest.), schrieb durchaus ein Stück, das die »Ideologie« thematisiert, jenes allgemeine »falsche Bewusstsein« (Marx) eben, das der Mächtigen mächtigstes Instrument ist, weil es unmerklich, aber um so wirksamer die freie Persönlichkeit der Einzelnen diktatorischer, absoluter Meinung unterwirft. Den »Drachen« aber deshalb für kommunistisches Thesen- und Propagandatheater zu halten, wäre verfehlt: Lange Zeit durfte das Stück – in den letzten Jahren des Krieges entstanden – in Russland nicht aufgeführt werden, und als es endlich 1960 in Moskau als Buchausgabe erschien, musste es schon nach zwei Wochen wieder eingezogen werden; – konsequenter Marxist zu sein, ist nicht nur in der DDR gefährlich. Die Gedanken des Propheten des Kommunismus besitzen, in der Anwendung eines kritischen Geistes, immer noch genügend Gewalt, die Ideologie zu sprengen, die aus ihnen mittlerweile gemacht worden ist. Und uns, die wir uns im »Freien Westen« wähnen, kann die Konfrontation mit den Folgen und der Ueberwindung voreingenommenen Denkens nur nützen –, das gefährliche ideologische Brett vor dem Kopf ist nicht allein den »Roten« vorbehalten...

Wenn in der kurzen Interpretation der Eindruck entstanden sein sollte, es handle sich beim »Drachen« um eine doch eher trockene Transposition eines philosophischen Begriffs aufs Theater, so hat diese Beschreibung des Stücks sein Wesentlichstes verpasst: die Anmut. Anmut ist Unwillkürlichkeit, ist Spiel. Und Spiel ist und bleibt der »Drache« zuerst, ein Märchen für Erwachsene, getragen von einer Fülle von Einfällen und bühnenwirksamen Rollen: Der pfiffige Kater, der als erster Lanzelot hilft – Mitzi sein Name, denn »die Menschen bemerken manchmal auch gar nichts«. Der stille Machtkampf zwischen dem Bürgermeister und seinem begabten Sohn, der hinter der Maske gegenseitiger Heuchelei sich in komischster Weise abspielt; die spektakuläre Rückkehr Lanzelots usw. Aber stets bleibt das Spiel, wenn auch unauffällig, auf sein Thema hin durchsichtig. So bringt es die Grazie des Märchens mit der Verbindlichkeit einer Brechtschen Fabel spielend in eines, und so kann es am Ende seine Zuschauer mit dem befreienden Gefühl entlassen, einer wirklich glücklichen Geschichte zugeschaut zu haben. Weise Anmut, die alle Ideologie mühelos besiegt. Ein Märchen.

geko



Skizze von der Probenarbeit des Studententheaters

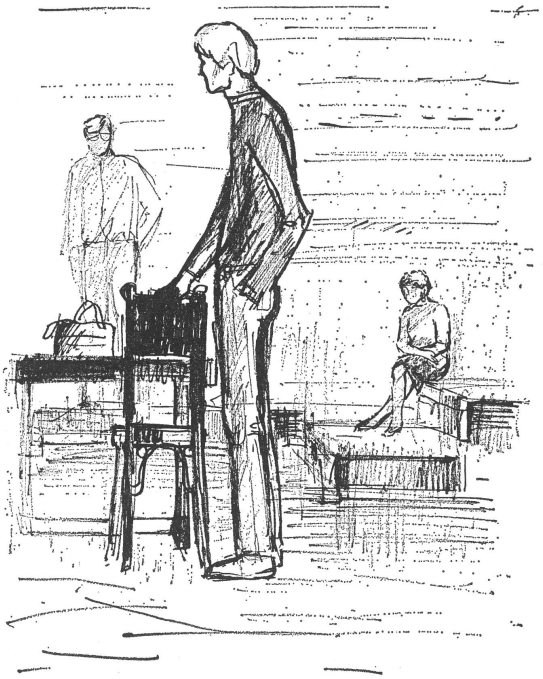
A propos Studententheater

Acht Tage vor der Premiere, müde und überreizt, fällt es schwer, einen Artikel über die eigene Inszenierung zu schreiben. Einerseits fehlt für solche Nebensächlichkeiten einfach die Zeit, andrerseits ist man dauernd versucht, sich im voraus zu entschuldigen für Mängel, um Verständnis zu bitten für Unbewältigtes, aufmerksam zu machen auf die erschwerten Arbeitsbedingungen für ein Studenten- (sprich: Laien-) Ensemble. Dabei zählt – auch im Studententheater – nur das Resultat, nur was am Abend selbst auf der Bühne zu sehen ist. Aber der Redaktor des »Zürcher Studenten« drängt, der Propagandachef schreit nach Public Relations – ich muss mich wohl oder übel fügen.

Ich will aber keine Interpretation des Stückes, keinen Umriss unserer Konzeption geben, sondern informieren über unsere Arbeit im letzten Monat, über die Schwierigkeiten und Nöte des Studententheaters Zürich, über unsere Erfahrungen mit Hauswarten und Handwerkern.

Wir versuchten die Probezeit stark zu konzentrieren; zwischen Probenbeginn und Premiere sollte möglichst wenig Zeit verstreichen. Am 12. April begannen wir zu arbeiten, am 12. Mai findet die Premiere statt, in nur einem Monat mussten (und müssen!) wir also proben, ein Bühnenbild bauen und eine leistungsfähige Administration organisieren. Diese knappe Frist fordert von allen grössten Einsatz (während der ersten zwei Wochen wurde täglich 9–10 Stunden geprobt) und stellt für ein untrainiertes Laienensemble das absolute Minimum dar, ja ist vielleicht schon zu anstrengend, denn überall macht sich jetzt der Kräfteverschleiss, machen sich Ermüdungserscheinungen und Missverständnisse bemerkbar.

Doch diese harten Bedingungen haben wir uns nicht selbst ausgesucht. Von der Volkshochschule aus der Uni »vertrieben«, fanden wir in der Aula der Kantonsschule Freudenberg Unterschlupf. Aber hier hatte man vor geraumer Zeit mit Bühnenbenützern schlechte Erfahrungen gemacht, Erfahrungen, die wir jetzt durch strenge, oft harte Probebedingungen zu spüren kriegen. Nicht viel besser ging es unserem Bühnenbildner im Keller der Universität. Jedes Kabel, jeden Kübel, jede Bürste musste er von zuhause mitschleppen; erst als er auf seiner Violine den Putzfrauen ein Ständchen brachte, durfte er Kübel und Besen benützen, und Herr Lang, unser Hausschreiner, stellte ihm gar – Musik wirkt oft Wunder – eine Motorsäge zur Verfügung.



Der Regiseur Thomas Held — *Probenskizzen: Regula Pfenninger*

Ich will hier niemanden angreifen. Alle Rektoren, Sekretärinnen, Hauswarte und Handwerker waren nett und freundlich, einige sogar liebenswürdig. Dem grossen Entgegenkommen der Schulleitung Freudenberg ist es überhaupt zu danken, dass unsere Aufführung zustande kommt. Und doch: Zu oft noch wird das Studententheater in Zürich, in der Schweiz nicht ernst genommen, nicht anerkannt. Das böse Wort von der (überflüssigen) »kulturellen Nebenbeschäftigung«, das VPC Haus Witschi in seinem Bericht von der 1. Schweizerischen Studententheaterwoche in St. Gallen erwähnte, charakterisiert die Einstellung weiter Kreise zur Institution der Studententheater. Wenige erkennen seine gesellschaftliche, weil fakultätsverbindende Rolle im Rahmen der Universität, eine wirksame, gezielte Förderung durch die verantwortlichen Stellen bleibt aus. Irgendwo kann etwas nicht stimmen, wenn ein Studententheater für die Benützung von Universitätslokalen Gebühren bezahlen muss. Ich möchte noch betonen, dass ich keine, aber auch gar keine Amts- oder Verwaltungsstelle beschuldigen möchte. Alle Leute, mit denen wir in Kontakt stehen, tun ihr möglichstes für uns, besonders unserem Rektoratssekretär Herrn Spillmann möchte ich an dieser Stelle für seine Bemühungen herzlich danken. Aber Wohlwollen und Freundlichkeit haben mit einer wirksamen, dauernden Förderung und Unterstützung des Studententheaters, wie sie in den USA und vor allem in den Oststaaten betrieben wird, sehr wenig zu tun. In erster Linie brauchen wir eine den heutigen Verhältnissen angepasste finanzielle Unterstützung (eine Subvention, keine Defizitgarantie), noch dringender aber Räumlichkeiten für unsere Proben und Aufführungen. Eine eigene Studententheaterbühne, ein kleines Institut, ja vielleicht sogar ein theaterwissenschaftlicher Lehrstuhl an unserer Universität gehören natürlich zu den Zielen, die – und wir sind realistisch genug, dies einzusehen – in weiter Ferne liegen, weil dringendere Aufgaben der Universität warten.

So hoffen wir, dass uns wenigstens alle Kommilitoninnen und Kommilitonen unterstützen und in hellen Scharen unsere Aufführungen besuchen, auch wenn diese keine grossen Theaterereignisse darstellen, weil hier Studenten für Studenten gearbeitet haben.

Thomas Held

Aufführungen in der Aula Kantonsschule Preudenberg

Das Freudenbergareal liegt beim Bahnhof Enge und ist bequem erreichbar mit Tram 9, 7 und 10. Parkplätze sind in unmittelbarer Umgebung der Aula reichlich vorhanden. Aufführungen finden jeweils um 20 Uhr statt am:

Donnerstag, 12. Mai (Premiere), Samstag, 14. Mai, Sonntag, 15. Mai, Dienstag, 17. Mai, Freitag, 20. Mai, Samstag, 21. Mai, jeweils 20 Uhr.

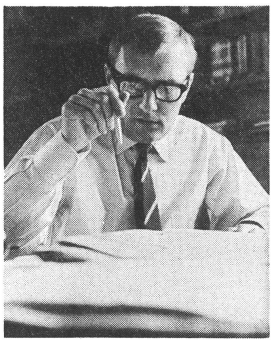
Karten zu 3.30–6.60 sind erhältlich bei der Zentralstelle, bei der SAB, bei Jecklin und bei Ex Libris. Mit der Legi gibt es im Vorverkauf *und* an der Abendkasse Ermässigung. *Thomas Held*

Heute in Zürich: Rudolf Augstein

Heute Mittwochabend um 19.15 Uhr wird im Auditorium III der ETH Rudolf Augstein unter dem Titel »Können Völker sich fehlentwickeln« über die deutsche Spaltung sprechen. Nach dem Exposé diskutiert er unter H. O. Staubs Leitung mit Studenten und sachlich Gerüsteten. Rico Wengle, ehemaliger AGH-Präsident und jetziges K-St-R-Mitglied, der Veranstalter des Abends, rät, möglichst rasch in der Zentralstelle einen der 400 Plätze reservieren zu lassen.

Rudolf Augstein ist Herausgeber des deutschen Nachrichtenmagazins »Der Spiegel«. Augstein wurde 1923 als Sohn einer Kaufmannsfamilie in Hannover geboren. Nach dem Besuch der höhern Schule nahm er ab 1943 als Funker am Zweiten Weltkrieg teil. Nach Kriegsende gab er seine Absicht, Germanistik zu studieren, auf und wurde Mitarbeiter bei zwei unter britischen Oberaufsicht stehenden deutschen Zeitungen. 1947 wurde er Chefredaktor und Herausgeber des in Hamburg etablierten »Spiegel«

Von Anfang an zog der Spiegel den Leser an: Die Auflage stieg rasch und regelmässig von 65 000 zur Zeit der Währungsreform auf über 600 000. Gelesen wurde der Spiegel von Anfang an vor allem von Studenten und von den gebildeten Schichten; heute wird er von jedermann, »der etwas auf sich hält« gelesen. (Time: »Everybody who is everybody in Germany, reads it«). Die entscheidende Stärke des »Spiegel« liegt neben seinen »feinen Ohren«, in seinem riesigen Archiv, dessen Bedeutung schon daraus hervorgeht, dass von 152 (1964) Redaktionsmitgliedern allein 59 in der Sparte Dokumentation und Archiv arbeiten.



Trotz aller Prozesse und Affären hat der Spiegel den Schritt zurück zur »seriösen« Berichterstattung nicht getan. Noch immer versetzt der »Spiegel« die Politiker Deutschlands jeden Montag in Angst und Bangen: Ob über Barzel, ob über die NPD, unerbittlich kaltschnäuzig sind die Artikel der meist namenlosen »Spiegel«-Redaktoren.

Wir zitieren aus dem »Wir Brückenbauer«:

Die Preisbindung muss fallen

Zu früh kapituliert

Das Resultat der Konferenz vom 24. März zwischen dem Verband schweizerischer Markenartikel-Fabrikanten (Promarca) und einigen Detail-Verkaufsorganisationen war für den Konsumenten enttäuschend. Allzu früh haben die mutigen »Preisbrecher« von Zürich, Bern und Thun vor der Allmacht der Promarca, die mit unzeitgemässem Boykott drohte, kapituliert.

Wohl ist die Wiedereinhaltung der vorgeschriebenen Verkaufspreise von den Warenhäusern vorläufig für die Dauer von zwei Monaten zugesichert worden, während welcher die Markenartikel-Hersteller in Zusammenarbeit mit den Detailhandelsorganisationen nach einer neuen Lösung suchen wollen. Es wird versprochen, eine »dynamische Preisordnung« auszuarbeiten, die dem Detailhandel genügend Spielraum für individuelle Wettbewerbsinitiative garantieren soll. Kann der Konsument wirklich daran glauben? Oder braucht es neue Kämpfer, die sich mutig – wie es die Migros von Anbeginn tat – dem Preisdiktat der Markenartikler widersetzen?

Der Konsument kann sich wehren

In anderen Ländern ist die Preisbindung der zweiten Hand behördlicherseits verboten worden, aus der Erkenntnis heraus, dass diese Massnahme eine Stärkung der Wirtschaft und eine allgemeine Kosten- und Preissenkung mit sich bringe. Wir sind gegen behördliche Vorschriften und Verbote, weil es der Konsument selber in der Hand hat, sich gegen übermässige Gewinnmargen der Markenartikelindustrie zur Wehr zu setzen. In Zeiten der unumgänglich notwendigen Teuerungsbekämpfung sollte keine Zeit mehr verloren werden, geschlossen zu handeln. Der Konsument braucht sich nicht mehr abfertigen zu lassen mit der Erklärung von »gesunder Preisordnung« oder mit Belehrungen darüber, was »im Interesse der Konsumenten« liegt.

Ueberholte Fesseln

Der Konsument braucht sich aber auch nicht abschrecken zu lassen durch die abwegigen Behauptungen, die Aufhebung der Preisbindung würde für den privaten Handel und für die kleineren und mittleren Fabrikationsbetriebe den Ruin bringen. Der initiative und branchenkundige Händler hat ohne die ihm durch die Preisbindung auferlegten Fesseln viel grössere Entfaltungsmöglichkeiten, sich der Konkurrenz der freien Handelsmarken anzupassen und seine eigene Leistung in günstigen Preisen auszudrücken. Will der Detaillist wieder zum schöpferischen Kaufmann werden und nicht bloss Vertreter des Fabrikanten sein, so muss er sich die Freiheit selbständiger Preisbildung herausnehmen und sich seine Erfolgschancen in vollem Umfang wahren.

Deutliche Reaktionen

Bezeichnenderweise sind die Konsumentenorganisationen zu der eingangs erwähnten Konferenz nicht eingeladen worden. Inzwischen haben sie sich aber zur Wehr gesetzt, indem das Konsumentinnenforum der deutschen Schweiz und des Kantons Tessin sich öffentlich dahin äusserte, dass nach seinem Dafürhalten die Preise der Markenartikelindustrie wesentlich gesenkt werden könnten, wenn sie sich mit bescheideneren Margen begnügen würde. Und die Vereinigung schweizerischer Angestelltenverbände (VSA) spricht von überhöhten Monopolgewinnen und ruft nach einer erhöhten Aktivität der schweizerischen Kartellkommission.

Diese Reaktionen kommen etwas spät, aber sie kommen – und sie werden nicht mehr abbrechen, ist doch der Beweis erbracht, dass ohne Zwang zur Einhaltung vorgeschriebener Verkaufspreise eine wesentliche Verbilligung auf wichtigen Nahrungsmitteln und Verbrauchsgütern möglich ist und auch eintritt.

Preisbindung = Preishochhaltung

Längst ist erwiesen, dass die Preisbindung der zweiten Hand einer Preishochhaltung gleichkommt, und niemand braucht den Drohungen der Markenartikel-Fabrikanten Glauben zu schenken, dass der im freien Wettbewerb gebildete Preis eine Verschlechterung der Qualität zur Folge haben müsste. Diese Herren können sich so etwas gar nicht leisten. Im Gegenteil, sie sehen sich der Tatsache gegenüber, dass die Eigen- und Handelsmarken des Gross- und Detailhandels qualitativ den ihrigen praktisch nicht nachstehen und des wesentlich niedrigeren Preises wegen immer mehr schweizerischen Marktanteil an sich ziehen.

Anspruch des Verbrauchers

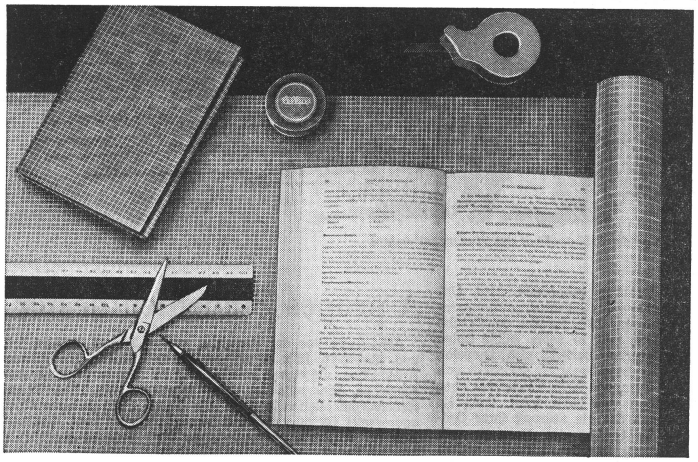
Mit Recht erhebt der Konsument Anspruch darauf, von vorteilhaften Angeboten und von allen technischen Fortschritten und Rationalisierungsmöglichkeiten zu profitieren. Immer stärker empfindet er darum die Preisbindung der zweiten Hand als unzeitgemäss; sie hat in der händlerischen Revolution unserer Tage keinen Platz mehr. Die Kritik am preisgebundenen Markenartikel wird nicht mehr verstummen und mit zunehmender Lebenskostenverteuerung immer heftiger werden. Je preisbewusster sich die Konsumenten verhalten und sich dort eindecken, wo sie für den Franken den höchstmöglichen Gegenwert erhalten, desto ernsthafter wird sich jeder Markenartikel-Fabrikant mit der Frage befassen müssen, ob für ihn das Risiko der Beibehaltung der Preisbindung überhaupt noch tragbar ist! Man darf gespannt sein über den Entscheid, der nach der »verlängerten Quarantäne« durch die Markenartikel-Hersteller »im Interesse der Konsumenten« herauskommt!

Die Haltung der Migros

Sicher wird bei manchem Leser die Meinung aufkommen, dass die Migros am Wegfall der Preisbindung gar nicht besonders interessiert sein könne, weil damit ihr grosser Preisvorsprung gegenüber der Konkurrenz um einiges zusammenschmelzen könnte. Die Migros hat in solchen Fragen von jeher eine prinzipielle Haltung eingenommen, ausgerichtet auf das Volksganze. Ob es der Migros nützt oder nicht, sie wird im Interesse der Verbraucher alle Anstrengungen, die sich gegen Preisabreden und Preisvorschriften richten, nach Kräften unterstützen, in der Ueberzeugung, dass der in freier Konkurrenz gebildete Preis immer niedriger sein wird als der gebundene. Unser Kampf im Dienste am Konsumenten wird konsequent weitergeführt.

F. Dübendorfer

Celluxo



Buchhüllen
und Klebebänder
in der Schule
und zu Hause
einfach
unentbehrlich

Celluxo
ein Produkt der
Feldmühle A.G., Rorschach

wissenschaft und forschung

Prof. Dr. St. Sonderegger

Namen und ihre Bedeutung ②

Im zs 43.8 hat Prof. Stefan Sonderegger die frühe Besiedlung der Schweiz durch eine Reihe von aus den Ortsnamen ablesbaren Volksschichten wie Ligurer, Veneto-Illyrer, Kelten und Römer sowie deren Romanisierung und spätere Ueberlagerung durch die Alemannen bis zum Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. dargelegt. In diese letzte Phase der althochdeutschen Schweiz fallen auch die häufigen Endungen -ingen und -wil. Bis zum 11. Jahrhundert waren aber noch längst nicht alle Gebiete der Schweiz erschlossen. Die alemannischen Siedler stiessen zum Teil in Neuland vor, wo – namenkundlich gesehen – oft aus einfachen Stellenbezeichnungen oder Flurnamen neue Siedlungsnamen erwuchsen – sogenannte sekundäre Siedlungsnamen – oder wo durch Rodung Neuland gewonnen wurde, was noch heute an den Rodungsnamen erkennbar bleibt. So vollzog sich zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert eine starke Umgestaltung des schweizerischen Landschaftsbildes, die im Zeitraffer der Siedlungsgeschichte zu verfolgen nicht weniger interessant ist als die heutige Expansion der Städte über weite Strecken erschlossenen Kulturlandes. Die folgenden Ausführungen sollen diese Entwicklung im einzelnen nachzeichnen.

Im Rahmen dieses Aufsatzes kann wenigstens auf die Gruppen der *Namen auf -ingen und -wil, älter -wiler,* hingewiesen werden. Die -ingen-Namen weisen, wie Bruno Boesch gezeigt hat, zwei Gruppen auf: *1. eine ältere,* früh, d. h. schon in althochdeutscher Zeit belegte – soweit die Urkunden landschaftlich ausreichen – und *2. eine jüngere, spätmittelalterliche Schicht.* Die ältere Gruppe umfasst die Kantone Schaffhausen, Zürich und Aargau (vor allem Aare- und Limmattal) vielleicht Glarus, Thurgau (Bodensee, Thurtal, Murgtal), Basel, Solothurn (Aaretal), Bern (Aarelauf bis Thun, untere Emme) und Freiburg (Saanelauf). Damit ist ein alter Siedlungsschwerpunkt umrissen, der sich weitgehend mit der Zone lautverschobener Ortsnamen deckt. Eine Abgrenzung dieser alemannischen -ingen-Schicht gegenüber den burgundisch-romanischen Ortsnamen auf -ingôs in der Westschweiz lässt Rückschlüsse auf die frühmittelalterliche Sprachgrenze zu.

Sicher in althochdeutsche Zeit reichen ferner die Namen auf -wil, älter -wiler, ahd. -wilare < lat. **villare zurück,** sofern sie mit alten Personennamen komponiert sind. Diese Namenschicht weist auf einen der -ingen-Zone nachfolgenden Landesausbau seit dem 7. Jh. hin, der sich etwa bis ins 9./10. Jh. fortsetzt Eine gebietsweise Analyse der beiden Schichten ergibt das charakteristische Bild eines sich gegenseitig geographisch ergänzenden und verfeinernden Siedlungsausbaus. Während die -ingen-Namen vor allem die grossen Flusstäler erfassen und sich dort noch gerne mit vordeutschen Namen mengen, wie z. B. im Aareraum Solothurn–Biel, erschliessen die -wil-Namen als erste grössere deutsche Namengruppe die Vorberge und die Landstriche zwischen den grossen Tälern. Vor allem rücken sie im Westen bis nahe oder unmittelbar an die Sprachgrenze (Jura; Murten–Freiburg, Galterengraben und vereinzelt südwärts davon). Wichtig für die Bestimmung dieser weiteren alemannischen Siedlungsetappe und damit Verschiebung der mittelalterlichen Sprachgrenze noch in althochdeutscher Zeit nach Süden, Südwesten und Südosten scheint mir die Bestimmung der Südgrenze der mit Personennamen gebildeten Ortsnamen auf -wil zu sein. Sie verläuft mehr oder weniger längs der Sprachgrenze im Basler und Solothurner Jura – Bielersee – Sprachgrenze Witzwil/Murten/Freiburg – oberes Gürbetal – unteres Simmental/Diemtigtal – Raum Interlaken – Sarnersee – mittlerer Vierwaldstättersee – mittlerer Zugersee – oberer Zürichsee – Gaster – Toggenburg (Raum Nesslau) – nordwestliches Appenzellerland – nördlichste Teile des Kt. St. Gallen – unterstes St.-Galler Rheintal.

Für die Frage der siedlungsmässigen Durchdringung der althochdeutschen Schweiz und der Siedlungsstaffelung der deutschen Schweiz überhaupt kann ein weiteres Kriterium von Nutzen sein: der Versuch, Zonen mit vorwiegend *primären Siedlungsnamen* von solchen mit vorwiegend *sekundären Siedlungsnamen* zu scheiden. Primäre Siedlungsnamen nennen eigentliche Siedler (Ortsnamen mit Personennamen, also bes. die Gruppen der -ingen-, -inghofen-, -husen-, -wil-Namen) oder Siedlungseinrichtungen (Dorf, Büren [ahd. burra] usw.), sekundäre Siedlungsnamen sind nichts anderes als Flurnamen, welche zu Ortsnamen geworden sind, Stellenbezeichnungen irgendwelcher Art, wo im Verlaufe der Zeit eine bewohnte Siedlung entstand, ein Vorgang, der zu allen Zeiten verfolgbar bleibt (Ortsnamen wie Fischbach, Lachen, Wald, Rüti usw.). Das Schwergewicht primärer Siedlungsnamen der deutschen Schweiz liegt ganz deutlich im Norden. Zonen mit vorwiegend sekundären Siedlungsnamen erscheinen, wie Karte 3 zeigen mag, mehr im Süden gegen die Alpen hin und in lange unzugänglichen Wald/Hügel- oder Voralpengebieten. Es dürfte klar sein, dass die Gebiete mit vorwiegend primären Siedlungsnamen die früher erschlossenen Räume abstecken, während die Zonen mit vorwiegend sekundären Siedlungsnamen einen langsameren, späteren, sekundären Landesausbau umreissen.

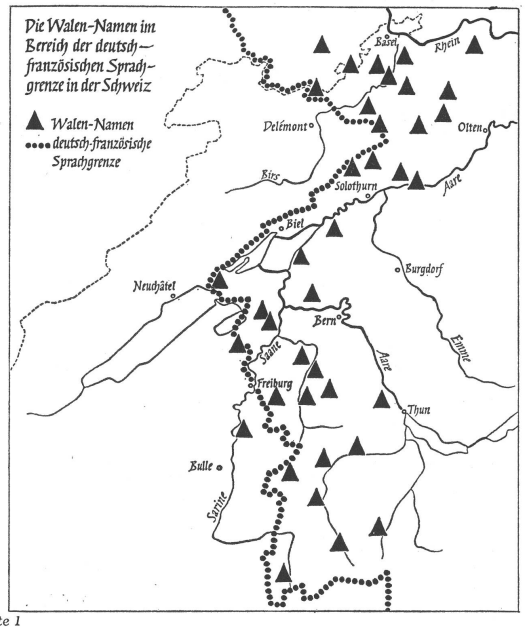
Man darf daraus schliessen, dass die Zonen mit sekundären Siedlungsnamen in althochdeutscher Zeit bis 1100 noch nicht völlig erschlossen sind; vielmehr wird dort ein Ausbau bis ins späte Mittelalter, wie übrigens stellenweise nachgewiesen werden kann, anzunehmen sein. Karte 2 umgrenzt vor allem folgende typische Zonen mit überwiegend sekundären Siedlungsnamen:

das Forstgebiet zwischen Bern–Wohlensee–Saane–Neuenegg
das Schwarzenburger Land zwischen Gürbetal und Sensegraben
die kleineren und oberen berneroberländischen Alpentäler
das Napf- und Schallenberggebiet
Melchtal und Engelberger Tal südlich des Vierwaldstättersees
das Gebiet zwischen Goldau–Schwyz und oberem Zürichsee beziehungsweise Glärnisch
das Sernftal und die Täler südlich des Walsersee-Seeztal-Einschnittes das Höhengebiet rund um das Steinenbachtal östlich der Linie Turbenthal–Bauma
das Appenzellerland ohne nördliches Hinterland, also ohne die Nordwestecke des Kantons (im Gegensatz zu Rheintal und Fürstenland).

Für den Kanton Zürich zeigt sich das auch ganz deutlich: die ganze Zone mit vielen sekundären Siedlungsnamen im Kanton Zürich liegt im Oberland: *Tablat* aus *tabulatum* »klösterliche Scheuer«; *Saland* »herrschaftliches Lehensland«, das im Bereich des Lehensherrn blieb; *Bauma,* älter *Baumen,* »bei den Bäumen«; *Neuthal,* Steg im Tösstal, *Rüti, Wald, Oberholz, Ried, Wildberg, Steinen* (im Steinenbachtal), *Neubrunn;* sodann im obersten Sihltal: *Hirzel* aus *hirz-sol* »Hirschsuhle«, *Spitzen, Schönenberg, Hütten* und anschliessend im Kanton Schwyz *Schindellegi* »Ablegplatz für Schindeln«.

Endlich werden uns im Rahmen der althochdeutschen Schweiz noch die Kriterien zu einer näheren Bestimmung der mittelalterlichen Sprachgrenze Deutsch/Romanisch zu beschäftigen haben. Voraus liegen die bereits genannten Möglichkeiten, durch die Analyse althochdeutscher Sprachveränderungen oder Ortsnamengruppen dem Problemkreis zeitlich und räumlich näherzukommen. Ferner spielt hier die gegenseitige Verteilung deutscher und romanischer Orts-, Flur- und Personennamen eine wichtige Rolle. Tatsächlich lassen sich gewisse zeitliche Schnitte legen, oder aus der heutigen Verteilung können Rückschlüsse auf mittelalterliche Verhältnisse gezogen werden Da ist einmal die prozentuale Verbreitung vordeutscher Orts- und Flurnamen im heute deutschsprachigen Gebiet bzw. das Verhältnis Ortsnamen/Flurnamen untereinander. Man wird sich dieser Frage von zwei Seiten her nähern müssen: Auf der einen Seite stehen die Gebiete mit deutschen Ortsnamen und – innerhalb der Gemeinden – deutschen Flurnamen im selben Gebiet; auf der andern Seite die Gebiete mit romanischen Ortsnamen und vorwiegend oder fast ausschliesslich romanischen Flurnamen im selben Gebiet – also Zonen mit alter deutscher Siedlung und deutsch bestimmtem Landesausbau auf der einen Seite, anderseits Zonen mit nachmittelalterlichem Sprachwechsel und deshalb neben den romanischen Siedlungsnamen auch vorwiegend romanisch bewahrtem Flurnamenbestand, wie z. B. das Walensee-Seeztal-Gebiet, die Bündner Herrschaft, Teile des St.-Galler Rheintals, das linke Ufer des Bielersees (mit romanischen Weinbergnamen in Urkunden seit dem 12. Jh.), das Gebiet von Murten, der südliche Grenzstreifen im Kt. Freiburg, der Raum Leuk-Salgesch im Wallis. Dazwischen liegen Gebiete mit Mischbefund, besonders die Zwischenschicht mit romanischen Orts- oder Siedlungsnamen, aber vorwiegend deutschen Flurnamen, wie z. B. das Gasterland und Glarus, gewisse Teile der Innerschweiz, die Bezirke Raron und Visp im Wallis. Das heisst doch wohl: Alte romanische Siedlungskerne sind im frühen oder hohen Mittelalter erreicht worden, der ganze seitherige Ausbau mit all seinen Rodungen und Durchdringungen vollzog sich mit deutscher Namengebung.

Grössere Sicherheit in der Sprachgrenzfrage lässt sich, wenigstens für einzelne Orte, mit den doppelsprachigen Ortsnamen gewinnen, da gelegentlich die Zeit des Sprachwechsels näher bestimmt werden kann. Die Schicht sprachlicher Doppelnamen der Schweiz bedarf noch eingehender Erforschung.



Karte 1

Auch die Verbreitung der *Walen*-Namen (zu ahd. *Walah* »der Welsche«, *walahisk* »welsch«) im Sinne alter deutsch-romanischer Nachbarschaft kann – wie Karte 1 nahelegt. Licht auf die geschichtliche Ausbildung oder Veränderung der Sprachgrenze werfen. Vom Romanischen aus gesehen, **haben** wir es mit einer langsamen Rückzugsbewegung zu tun, auf der die weitgehend konstanten Verhältnisse der Neuzeit beruhen.

Als letztes Kriterium zur Ergründung der ältesten deutschen Schweiz seien die alten Gaunamen genannt. Althochdeutsche Gaunamen kommen in der Schweiz seit dem frühen Mittelalter häufig vor. Karte 5 stellt sie zusammen. Ganz deutlich ergibt sich dabei noch einmal der Schwerpunkt der althochdeutschen Schweiz im Norden des Landes. Nach Süden reichen die alten Gaunamen nicht über das schweizerische Mittelland hinaus, von der oben erörterten Uebersetzung Churwalaha für Raetia Curiensis abgesehen. Was im Verlauf des Mittelalters an Gebieten südwärts erschlossen wird, fügt sich noch den alten Gauen an, soweit nicht jüngere Landstrichnamen dafür eintreten.

Die Rodungsnamen im Rahmen des spätmittelalterlichen Landesausbaus

Wir sagten schon: die älteste deutsche Schweiz bis 1100 zeigt einen nördlichen Schwerpunkt alemannischer Siedlung vom Bodensee über das Mittelland bis an den Rand der Innerschweiz, der berneroberländischen Alpentäler, bis in das deutsch-romanische Grenzgebiet an der Saône und im Raum Biel–Grosses Moos. Aber selbst innerhalb dieses Gebietes ist noch lange nicht alles ausgefüllt, alles erschlossen, so wie es heute vor uns liegt, Siedlung an Siedlung, sondern die Alemannen machten sich im Lauf der Zeit erst daran, neue, bisher wenig oder gar nicht besiedelte Gebiete zu erschliessen. Dies geschah durch ihre Rodungstätigkeit, durch die Urbarmachung des ausgedehnten Waldgebietes, durch Roden, Reuten und Schwenden, durch Brennen und Stocken und wie die Ausdrücke alle heissen. Gerade diese ausgedehnte Rodungstätigkeit hat ihren Niederschlag in der Namengebung gefunden. Sie lässt sich genauer ablesen, oft landschaftlich im einzelnen nachzeichnen. Es sind Namentypen vor allem des 11. bis 14. Jahrhunderts. Betrachten wir zunächst die Grundtypen der in Frage kommenden Namen.

1. Namen mit *Rüti, Rüt, Grüt* u. ä., ahd. *riuti* f. »Rodeland«, Ausrodung, *gariuti* n. Rodung, alles Bildungen zu ahd., mhd. *riuten* »ausreuten«, noch mundartlich als *rüte, us-rüte* erhalten. Diese Namen bezeichnen ein *allgemeines Ausreuten,* sei es durch Ausrupfen, Verbrennen oder sonstiges Beseitigen von Wald und Gestrüpp.

Allein im Kanton Zürich haben wir weit über 100 solcher Rodungsnamen, nämlich: einfaches Rüti, Zusammensetzungen mit Rüti,

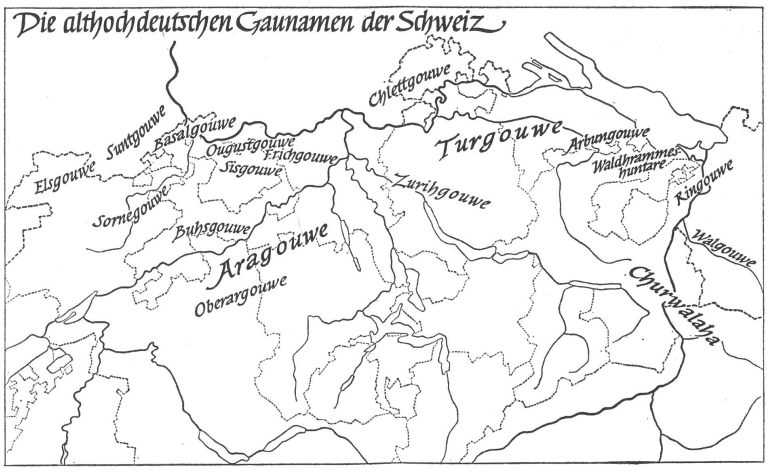
2. Namen mit *Schwendi* oder anderen Bildungen zum Stamm von ahd. *swenten,* mhd. *swenden* »zum Schwinden bringen, vertilgen, ausreuten«, Weiterbildung zu schwinden, eig. »schwinden machen«.

Es handelt sich hier bedeutungsmässig besonders um die Rodung mit dem sog. Rindenschälverfahren, wodurch man die Bäume zum natürlichen Absterben brachte. Im allgemeinen hat man dieses Rodungsverfahren eher in Höhenlagen angewendet, zeigt doch eine gebietsweise Analyse wenigstens in der Nordostschweiz, dass *Schwendi* mehr zur Bezeichnung der Bergrodung (ab 800 m), *Rüti* mehr für die Talrodung verwendet worden ist.

3. Namen, die ein ausgesprochenes *Brandrodungsverfahren* bezeichnen.

a) Der Typus *Brand, Brenden* u. ä. Im Kanton Zürich z. B. *Brand, Brandacker, Brandlen,* anderwärts *brenden* (= bei den Brandstellen), *Brendi, Brenneren, Brenner,* ja selbst *Brunst, Brünst* (Verbalabstraktum zu brennen, also

Fortsetzung auf Seite 23



SWISSAIR

bietet jungem

Betriebswirtschafter

interessante, entwicklungsfähige Tätigkeit in ihrer Fracht-Verkaufsorganisation. Wenn Sie Freude haben, bei einer Aufgabe, deren Bedeutung ständig wächst, massgebend mitzuwirken, wenn Sie neuen Ideen aufgeschlossen gegenüberstehen, den Kontakt mit Menschen gerne pflegen und über gute Englischkenntnisse verfügen, verlangen Sie bitte Bewerbeunterlagen beim Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich (Telephon 051 / 34 18 00, intern 713).

Man wird Programmierer

Wir sind ein bekanntes Unternehmen der Maschinenindustrie auf dem Platze Zürich, und wir werden eine neue Datenverarbeitungsanlage erhalten.

Junge Leute mit der Fähigkeit, abstrakt und logisch zu denken, werden bei uns zu Programmierern ausgebildet.

Programmierer — ein Beruf mit Entwicklungsmöglichkeiten. Nehmen Sie mit uns Kontakt auf unter Chiffre 49601-42 an Publicitas, 8021 Zürich.

STUDENTEN-BUCHHANDLUNG E. WURZEL

jetzt an der Mühlegasse 19
Telephon 32 14 80

TEA-LUNCH-ROOM

Mallorca

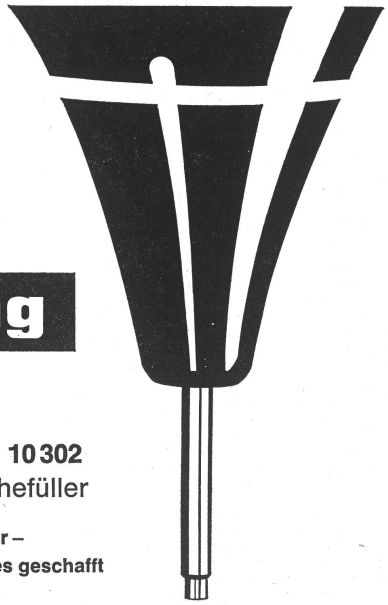
Gute bürgerliche Küche,
frische hausgemachte Gipfel,
ein guter Kaffee
machen den Aufenthalt zu
einem Treff-Punkt für Sie.

NEU:

Wir offerieren:

die erste

rotring



VARIANTSPITZE
0,1 mm nach VSM 10 302
im Röhrchen-Tuschefüller

Was bisher unmöglich war –
wir haben es geschafft

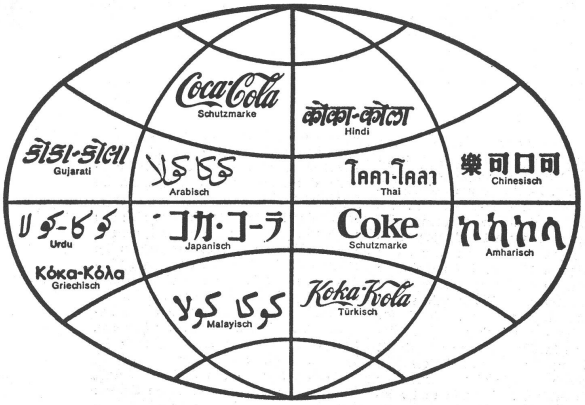
Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10 302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG: **KAEGI AG,** Hermetschloostrasse 77, 8048 Zürich, Telephon (051) 62 52 11

GAU-661 d



Sie brauchen weder Malayisch noch Japanisch zu lernen.
Aber Sie sollten wissen:
Rund um den Erdball sagt man für COCA-COLA auch

Coke

Die Welt sagt COKE

Warum? Ganz einfach. COCA-COLA ist für viele Menschen wie ein guter Freund. Und Namen von Freunden kürzt man in der Umgangssprache gerne ab. So ist es nur natürlich, dass COCA-COLA, das in aller Welt bekannte und beliebte Erfrischungsgetränk, auch einen Kurznamen erhielt: COKE. Schon seit Jahrzehnten sagt man vielerorts für COCA-COLA einfach COKE. Wie von selbst verbreitete sich die Kurzform COKE rund um den Erdball. Millionen Menschen sagen heute für COCA-COLA einfach COKE.

So schuf der Volksmund ein Warenzeichen. In Gesprächen, Inseraten, Plakaten und im Fernsehen begegnen Sie heute COKE. Denn COKE ist wie COCA-COLA rechtlich geschützt.
Eines ist klar: Ob Sie nun COCA-COLA oder COKE bestellen — Sie verlangen damit das bekannteste und meistgetrunkene Erfrischungsgetränk der Welt. Und Sie dürfen darauf bestehen, dass Ihnen nur COCA-COLA und nichts anderes vorgesetzt wird. COCA-COLA oder COKE. Je nachdem — wie Sie es lieber nennen.

TRINK Coca-Cola LIMONADE-GAZEUSE

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

Refresca AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Zürcher Studenten planen die Strickhof-Uni

Die Vorklinische Medizin und die Philosophische Fakultät II ohne Botanik werden auf das Areal des Strickhofes verlegt werden. Während nun schon seit Jahren die »grosse« Planung Fortschritte macht, ist noch eine Menge Kleinarbeit zu tun. Jedes Institut, jeder Hörsaal, jedes Seminar hat seine eigenen, ganz spezifischen Bedürfnisse. Auch die Studenten sind aufgefordert, ihre persönliche Erfahrung den Architekten zur Verfügung zu stellen und ihre eigenen Wünsche zu äussern. Die Hilfe der späteren Nutzniesser ist für den Architekten unerlässlich. Der »Bauherr« der Strickhof-Uni, Betriebsingenieur Bernhard Hornung, hat deshalb einen kleinen Ideenwettbewerb ausgeschrieben.

Jedermann weiss es. Die Universität ist, und dies schon seit langem, zu klein geworden. Nun wird es nur dauernd noch prekärer. Das Hochschulviertel heisst Hochschulviertel, weil nur ein Viertel der Hochschule darin Platz findet.

Für die ETH wird auf dem Hönggerberg Raum geschaffen, und für die Uni soll eine »Dépendance« auf dem Strickhof entstehen. Natürlich, vorläufig weiden auf dem drei Kilometer nördlich der Uni gelegenen Areal noch Kühe – friedliches Symbol produktiver Untätigkeit.

Geplant wurde schon kurz nachdem man das rapide Anwachsen der Studentenzahlen erfasst hatte (eine erneute Darlegung der Ergebnisse des Berichtes Labhardt würde ermüden, 6000 Unistudenten heute, 10 000 in 10 Jahren, man weiss es).

Erwogen wurde ganz früher die Ausnützung des Rämibüelareals mit Verlegung der Kantonsschule (wobei die 41 000 qm nur einen Bruchteil des Landbedarfes gedeckt hätten), in Betracht gezogen wurde eine sicher ungünstige Gründung einer zweiten Kleinuniversität, die Benützung des zu kleinen Burghölzliareals, dessen Anstaltsgebiet nicht hätte angetastet werden dürfen, und eine Bebauung des Zollikerberges, die wegen ihrer 7 km Entfernung von der Uni und der ausserdem ungünstigen Verkehrsmöglichkeiten ausser Betracht fiel.

Einziger Ort für eine Erweiterung der Uni blieb der Strickhof. Nun wird sein Ausbau geplant: Eine Planungskommission hat die Bedürfnisse der eigenen Uni mit denen anderer verglichen, pro Student jeder einzelnen Abteilung benötigte Quadratmeter berechnet und Richtlinien für die Forschungsbauten aufgestellt. Die Grösse und Zahl der Hörsäle und Uebungsplätze, also der für die Lehre benötigte Raum, ist einigermassen berechnet worden, während man die Raumbedürfnisse der sich oft unerwartet entwickelnden naturwissenschaftlichen Forschung nur ungefähr abschätzen kann.

Für den Ideenwettbewerb unter den Architekten, zu dem der Kantonsrat am 30. November 1964 einen Kredit zur Verfügung gestellt hat, war vorausgehende Planung die Conditio sine qua non. Bei guter Planung, die in der Weiterentwicklung überall bis ins Detail gehen muss, steht eine Bezugsbereitschaft der ersten Gebäude, der Chemie, bereits ab 1973 durchaus im Bereich der Möglichkeiten. Mitte dieses Monats müssen nun die Arbeiten eingeliefert sein: Pläne, Schnitte und Modelle werden dann auf Zweckmässigkeit für eine allfällige Verwirklichung geprüft.

Detailpläne, Gestaltung einzelner Räume usw., all dies kümmert den Architekten aber im jetzigen Stadium noch wenig. Vieles steht also noch offen. Der Architekt weiss nämlich nur zum Teil, was für die Studenten wichtig ist, was sie vielleicht schon jahrelang ärgert, worüber sie immer wieder stolpern, obwohl sie leicht Abhilfe schaffen könnten.

Dieser stolpernde und sich ärgernde Student kann nun seinen konstruktiven Beitrag zur Planung und späteren Gestaltung der Strickhof-Uni leisten.

Man zählt auf die Mithilfe der Studenten.

Studenten, baut euch eure Uni selbst / Kleiner Ideenwettbewerb

Dipl.-Ing. Bernhard Hornung, Betriebsingenieur der Universität, in seiner Funktion als Leiter der Planung sozusagen der Bauherr, möchte jedem Studenten die Möglichkeit geben, seine Vorschläge einzureichen, mit denen er seinen im Strickhof studierenden Söhnen vielleicht einmal einen Dienst erweisen wird.

Es geht um die persönlichen Bedürfnisse der Studierenden. Man weiss kaum, was sich dieser oder jener wünscht (trotz so breiter Sozialumfrage).

Herr Hornung ist zwar selbst um Ideen, teils sogar um ganz konkrete, keineswegs verlegen:

Werden nicht eine grosse Zahl Garderobekästchen in den zukünftigen Eingängen die Garderobesorgen und den Aerger um gestohlene Schirme beheben? fragt er sich mit Recht.

Weiter ist er überzeugt, dass ein supermarketähnliches Selbstbedienungssystem in den Chemielaboratorien die Warterei auf Fläschchen, Essenzen usw. wesentlich verkürzen wird.

Wenn Hörsäle nur über Oberlicht verfügen, scheint ihm das die Aufmerksamkeit der Studenten auf den dargelegten Stoff zu fördern.

Trotz seiner Phantasie ist es ihm aber unmöglich, alle geheimen Wünsche zu kennen. Wer macht weitere Vorschläge? Das ganze System der Uni ist so weit, dass nur der Fachmann »seinen« Lebens-, beziehungsweise Studienraum kennt und ihn somit zweckmässig einrichten kann. Die ausgefallensten Begehren sind oft die besten – und vom Bauherrn die gesuchtesten. Noch ist alles offen, jeder Vorschlag ist neu, und die Ausrede »Die Kommissionen da, die wissen das alles besser, sie arbeiten ja auf dem Gebiet« zählt für diesmal nicht.

Was wird auf den Strickhof verlegt?

Das Programm für die Erweiterung der Universität auf dem Strickhof umfasst den nicht klinikgebundenen Teil der Medizinischen Fakultät ohne Gehirnforschung und Strahlenbiologie, die Philosophische Fakultät II ohne Botanik und die Institute mit starken Bindungen zu beiden Fakultäten, den sogenannten Zwischenfakultätsbereich. Lehrbereich und Forschung, Hörsäle, Praktika und Institute, alles wird verlegt. Ueberall werden Verbesserungen, Erneuerungen und Erleichterungen für Studenten gesucht.

Wettbewerbsbedingungen

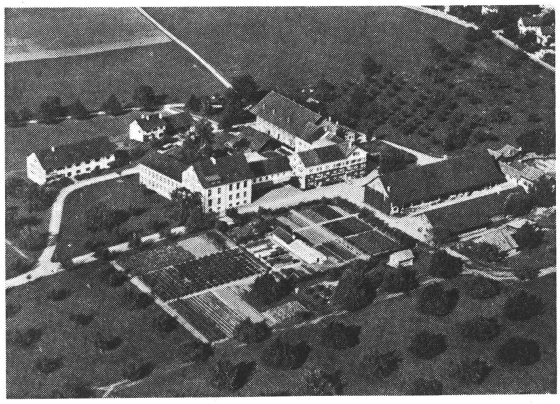
Teilnahmeberechtigt, ja beinahe *teilnahmeverpflichtet* ist jeder Student, der seine Kritik aufbauend angelegt sehen möchte. Da für die dümmsten Wettbewerbe (welchen Namen trägt der Hairspray Pffff, der Pffff heisst?) die höchstkotierten Preise ausgesetzt werden, betrachtet es Herr Hornung als am verdienstvollsten, keine Preise zu verlosen.

Vorschläge sind kurz und bündig, womöglich mit Skizze versehen, rasch und spontan, auch anonym, schriftlich oder persönlich zu richten an

Dipl.-Ing. Bernhard Hornung
Betriebsingenieur der Uni
Plattenstr. 26, 8006 Zürich

Erste Vorschläge sind bereits eingegangen

- Schlafzimmer und Pritschen für Mittagschläfer
- In jedem Hörsaal eine Uhr
- Irgendwo ein Keller, eine Möglichkeit, Avantgardetheater zu spielen und kleine Fakultätsfestchen zu feiern.
- Eine kleine Anfrage: Kann das für Mendiziner unbedeutende Zoologische Museum verlegt werden? Raum für einen grossen Hörsaal würde gewonnen.
- In der Chemie dicht schliessende Türen. Nicht jedermann liebt penetranten Schwefelgeruch.



Im Strickhof 1966 . . .

. . . noch Schweine

Studentische Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen Zürich

Wir diskutieren am runden Tisch

im Sommersemester

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen,

Wer das Vademecum studiosum durchgeblättert hat, weiss, was die AGH ist: eine Einrichtung beider Hochschulen für Studentinnen und Studenten, die sich für Themen interessieren, welche im Vorlesungsverzeichnis nicht zu finden waren und über die sie sich gerne mit andern unterhalten hätten. Nehmen wir zum Beispiel das Thema

Religiöses Suchen ausserhalb von Kirchen und Sekten

Aber – wirst Du entgegnen – es ist doch an unsern Hochschulen etwas über Kierkegaard zu erfahren oder über Jaspers und alle Philosophen, die – ob ausdrücklich, oder nicht – die religiöse Dimension erfahren und mitzuteilen versucht haben. Wie selten jedoch können wir uns bei solchem Studium aus der intellektuellen Befangenheit lösen, die uns Lehrmeinungen und geistesgeschichtliche Darstellungen noch dort sehen lässt, wo wir uns eigentlich nach verändernden Begegnungen sehnten und nach überzeugendem Mit-uns-leben.

Struktur und Aufbau einer zivilen Widerstandsbewegung

Zugegeben – ein ungewöhnliches Thema. Das Büchlein des Schweizers v. Dach (Major) »Totaler Widerstand« zeigt eindrücklich, wie interessant und verwickelt die militärischen und zivilen Widerstandsprobleme sind. Man braucht sich nicht notwendigerweise eine bestimmte politische Situation der Zukunft vorzustellen, um einzusehen, dass die Gesetze der illegalen Machtanwendung zu kennen für uns so bedeutungsvoll ist, wie Kenntnisse über die legale Machtverteilung.

Tabus in der schweizer Politik – wo liegt die Macht?

Die schon im letzten Semester erfolgreiche Gruppe wird mit dem vormaligen Leiter Edo Kobelt unter der Leitung von Peter Strasser folgende Abende durchführen (ich erwähne die Daten der jeweiligen Vordiskussionen hier nicht und verweise diesbezüglich auf den Wochenkalender und das Anschlagbrett): Verfassung und Wirklichkeit (9. Mai, mit PD Dr. Usteri, Prof. Weber, Bern, Prof. Gruner, Bern, Prof. Häfelin, Zürich), Verwaltung – Regierung (22. Mai), Presse – Parteien, Gewerkschaften und Vororte (13. Juni), Profil der politischen Parteien (4. Juli).

Politischen Hochschulgruppen in Zürich (Tour d'horizon. . .)?

Wie sieht ihre Konzeption aus? Treten sie vielleicht teilweise für Ziele ein, die auch unsere ureigensten sind? (Soweit sie es nicht sind, werden wir natürlich die Gelgenheit benützen, die Vertreter uns neuer oder fremder Auffassungen, die sich uns vorstellen werden, mit unsern Anliegen zu konfrontieren und beobachten, ob und wie sie darauf reagieren.)

Hochschule – wohin

Es gibt Kommilitoninnen und Kommilitonen, die sich über Struktur und Reformbedürftigkeit der Hochschulen, unserer Hochschulen, Gedanken machen. Oft werden sie in ihrem Forschen durch die allmählich immer unumstösslicher werdende Ueberzeugung gehemmt, dass Wesentliches doch kaum geändert werden könne. Wir verstehen sie. Und doch ist es schade um jeden von ihnen und alle von uns, wenn jene, denen es ernstlich darum zu tun ist, nicht nur Geschobene zu sein, vorzeitig resignieren. Es wäre ausserordentlich schade und – ein Irrtum. Ideen, Informationen, gute Koordination und das Wissen um Gleich- oder doch Aehnlichgesinnte vermögen neue Aspekte der Gegenwart und Zukunft unserer Hochschulen aufzuzeigen. Praktische Soziologie!

Die zwei Themen: *Oper, Operette, Musical – »heute und morgen«* und *»Bunte Abende – immer woanders«* bedürfen keiner Interpretation meinerseits. Hier, wie bei allen andern Gruppen, werden die Teilnehmer ihre Themen selber interpretieren. Genaueres erfährst Du anlässlich unserer Eröffnungsparty, zu der Du freundlich eingeladen bist. (Anmeldekarten liegen gegenwärtig bei den Haupteingängen beider Hochschulen auf.)

Indem ich Dir ein gutes Semester wünsche, grüsse ich Dich freundlich

Antal Borbély, cand. med.
(Präsident der AGH)

GALERIE

Bernhard Hornung

Das Bild täuscht. Wir sind von unserer Gewohnheit, in dieser Rubrik prominente, aktive, originelle Studenten vorzustellen, keineswegs abgekommen. Bernhard Hornung ist prominent, er ist aktiv und originell, und er ist auch Student. Mit sichtlichem Stolz über seine Jugendfrische zeigt er jedem, der es sehen will, seine Legi vom Poly, gestempelt von Rektor Leibundgut: Sie ist also weder gefälscht noch alt. Jahrgang 15, ewiger Student . . . wir werden sehen.

Gymi St. Gallen, RS, sieben Semester Chemie ETH (weil es am kürzesten war damals) in Zürich. Das Zimmer, das er immer während der Ferien gekündigt hat, kostete ihn 35 Fr. (am Anfang seines Studiums, in den dreissiger Jahren). Bis zum Dr. hat er es damals nicht gebracht, London hat ihn gelockt, der Aktivdienst aber hat ihn zurückgeholt; wieder in London, während sich das deutsche Netz um England infolge des Dünkirchendebakels immer enger zusammenzuziehen schien (was genau geschah, darüber informierten die englischen Zeitungen nur verschleiert), hat er sich, unterm Kugelregen hin sozusagen, aus dem Staub gemacht. Mit dem ersten Schiff, das gerade den Hafen verliess, nach Brasilien, ganz zufällig. Das Studium ist nun unterbrochen, und zwar für längere Zeit, doch was tut's, Südamerika, Land der unbegrenzten Möglichkeiten, fern von Krieg – Maisbrot ass man, sonst war kein Unterschied zu Friedenszeiten. Es liess sich leben. Ein Dutzend Bananen für einen Fünfer und genügend Arbeit für einen Chemiker, bei der Matarazo SA, der Socony Vacuum Oil Ltd. Gründung eines eigenen technischen Büros, der Consul Ltda. Die lange Aufzählung von Firmennamen mag langweilen, mich fasziniert sie doch . . . wegen des Hauchs der weiten Welt . . . Das Rauchen hat er als Chef der British-American Tobacco aufgegeben, weil er an leitender Stelle den Zweck der Zigarette durchschaut hat: Sie ist ja doch nur zum Verbrennen, räsoniert er.

Trotz dieser Einsicht macht er noch lange keine Diss. . . Vorerst vertritt er eine Finanzgruppe in Uruguay, stellt für Pfitzer International, einen Cimiekonzern in New York, in Latina (zwischen Rom und Neapel) eine pharmazeutische Industrie auf die Beine, und erst nachdem er in Genf als Chefingenieur des europäischen Gracekonzerns Fabriken in Spanien und Deutschland aufgebaut hat, ist er wieder nach Zürich gezogen. Jetzt spricht er Deutsch (selbstverständlich), Portugiesisch, Spanisch fliessend, Italienisch (mit der Putzfrau über ihre täglichen Sorgen), Französisch und Englisch, dessen Satzstellung sich selbst in sein Schweizerdeutsch hie und da einschleicht. Seine Frau, eine Auslandschweizerin – Heirat sozusagen zwischen Argentinien und Uruguay in der Schweiz –, ist gerade daran, bei Häxebränz Schwyzerdütsch zu lernen.

Nun endlich ist unser Globetrotter Doktorand für Betriebswissenschaft. Die Diss macht ihm nicht sehr grosse Sorge: »Aus der Praxis kann ich so viel schöpfen, dass die grösste Arbeit im Niederschreiben besteht««, meint er vergnügt. Neben seiner Tätigkeit als Doktorand ist er Betriebsingenieur der Uni.

Und immer gelingt es ihm, ich weiss nicht wie, grösste Gründlichkeit (Aktenstösse beackerter Zahlen, Listen, Tabellen zeugen dafür) mit praktischem Geschick – sonst keines Studenten Sache – zu verbinden.

Warum er doktoriere? Er findet es lustig, so viel später wieder Student zu sein und endlich doch noch zu leisten, was damals in London nicht möglich war.

Wer einen munteren Herrn um die 50 sieht, der aus dem Kofferraum seines DS 19 ein zusammengefaltetes Velo packt, es zusammenschraubt und bei Sturm und Regen drauflos fährt, hat unseren Betriebsingenieur in seinem Sportwagen an der Arbeit gesehen -ae-

Die Bilderhandschrift von Ennenda

Die glorreiche Geschichte von der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1848 mit vielen getreulichen Bildern und vielen wahrhaftigen Abconterfeyungen berühmter Staats- und anderer Männer. – Haba fecit

In letzter Zeit sind vermehrt gewisse Gerüchte über eine mysteriöse Schweizergeschichte in Umlauf gekommen, deren wesentliche Merkmale, so munkelte man, darin beständen, dass alte, gut-vaterländische Ideale »schamlos« entwertet würden, dass sie die Eidgenossen als elende Raufbolde hinstelle und ihr Kulturtreiben – wenigstens soweit es die Handschrift verfolgt – mit ziemlich fragwürdigen Akzenten versehe. Offenbar, und deshalb erregte sie auch das eigentliche Unbehagen, stamme sie aus der Feder eines Kenners, da sie gewisser logischer Zusammenhänge nicht entbehre, und vor allem eines Könners, weil die Abfassung des zeichnerischen wie des schriftlichen Teils die Züge eines – wenn auch in mancher Beziehung kindlich unbeholfenen – doch unverkennbaren Genies trage.

Interessiert gingen wir der Geschichte nach und fanden wirklich eine der kuriosen Handschriften in einer Bibliothek. Die Handschrift war vor kurzem, so muss man wissen, nach längerem, erbärmlichem Schulheftdasein von einem passionierten Sammler – in der Vorlage bezeichnet als Dr. Paul Zacharias Kubli – zusammengestellt und mit Hilfe einer mysteriösen Gönnerschaft – in der gleichen Vorlage unter dem Namen: Vereinigung pro chronica patriae ennentanensis – in Druck gebracht worden. Immerhin schien es uns schon von allem Anfang an höchst merkwürdig und bedeutungsvoll, dass unser Buch eine genau verzeichnete Nummer trug und die gesamte Auflage nur 650 Stück erreichte.

In einem Vorwort versuchte Dr. Paul Zacharias Kubli eine geschichtliche Interpretation des, wie wir feststellten, durchaus bemerkenswerten Werkes zu geben. Insbesondere ein erstes Blatt, das wohl als ursprüngliche Aufschrift gelten mag, wurde als gekonnt altertümlich entlarvt und auch der wahrscheinliche Hinweis auf das Entstehungsdatum A. D. 33 richtig gedeutet als Anno Domini 33, und zwar 1933, da die Geschichte mit der Einsetzung der Bundesverfassung von 1848 endet und folglich unmöglich früheren Datums sein kann. Weil die Handschrift – so lesen wir in der Vorgeschichte – bei der Ausräumung eines Estrichs in Ennenda (das ist jener Teil des Fleckens Glarus, der »ennen«, das heisst auf der anderen Seite der Linth, zu suchen ist) gefunden worden sein soll und da auch andere Hinweise im ursprünglichen Schulheft und nicht zuletzt das Schulheft selber vermuten liessen, es könnte sich beim Verfasser um einen ehemaligen Absolventen der höheren Schule von Glarus handeln, dagegen keine weiteren Angaben über den Namen Haba zu finden waren (Haba fecit – Haba hat das gemacht) konstruierte Dr. Kubli gekonnt eine Abhandlung, wonach der Verfasser, ein junger, sitzengebliebener Gymnasiast, aus Liebeskummer (es wird das unüberprüfbare Fragment eines Liebesbriefes zitiert) wohl sein Genie der Linth anvertraut habe und somit eines höchst romantisches Todes verblichen sei. Mit Rücksicht auf eventuell noch lebende Verwandte, obwohl Nachforschungen in dieser Richtung keine Ergebnisse gezeitigt hätten, werde die vorliegende Ausgabe nur in sehr beschränkter Auflage gedruckt.

Eines stand für uns fest: Dieser Herr Kubli war ein gewandter Geschichtsforscher. Seine unverkennbar geschickten Darlegungen in diesem Vorwort bewiesen es. – Leider ergaben Nachforschungen, dass der letzte namhafte Historiker des Geschlechtes Kubli vor ungefähr zwei Jahrhunderten gelebt hat.

Wir verstärkten darauf begreiflicherweise unsere Nachforschungen, allerdings vorerst in der falschen Richtung. Es war uns nämlich zu Ohr gekommen, gewisse Herren der obersten Militärbehörde hätten insgeheim die Vermutung gehegt, es handle sich um eine gerichtete Zersetzung vaterländischen Erbgutes. Doch schien uns das nach einigen Ueberlegungen zu abwegig, und wir suchten lediglich einen Geschichtsforscher.

Mit Erfolg!

Ort und Zeit der Entstehung der Geschichte – die Fragwürdigkeit des frühen Hinschieds des Verfassers haben wir bereits angedeutet – kamen zufälligerweise nur für einen der bekannteren Historiker in Frage, nämlich für *Dr. Herbert Lüthy*, zur Zeit Professor für Geschichte an der Abteilung XI A des Polys. Die bekannte Tatsache, dass gerade Geschichtsschreibende öfters neuere Begebenheiten, die der idealen subjektiven Interpretation der Gegenwart widersprechen, einfach verschweigen oder langwierig umdeuten, liessen den einfachen Schluss zu, dass auch der Herr Kubli mit diesem Professor identisch sein musste. Die schöne Gemeinschaft pro chronica patriae ennentanensis entpuppte sich als symbolische Bezeichnung seines Freundenkreises, dem die Handschrift schon länger bekannt war und der schliesslich erreichte, dass sie in gedruckter Form einem weiteren, leider noch viel zu kleinen Publikum bekannt wurde. Das Nachwort: Herbert Lüthy zeichnete die Handschrift als Sechzehnjähriger. Haba ist sein, übrigens heute noch im engsten Familienkreis gebräuchlicher Jugendname. Als wir ihn von unserem Vorhaben, nämlich dieser Entdeckung, unterrichteten, sagte er vorerst nur: »Ach«, und als wir ihn fragten, ob es denn so unangenehm sei, meinte er: »Ich kann euch diesen Jugendstreich doch nicht mehr vereiteln.« Der seine, wir müssen es zugeben, ist bedeutend lesenswerter! *xa*

»Die Bilderhandschrift von Ennenda« erschien im Verlag Herbert Lang in Bern und kostet 60 Fr.

Die Urgeschichte

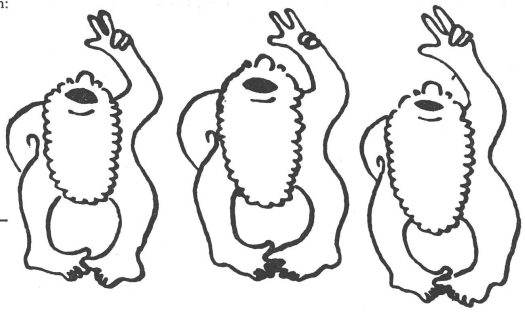
Bei der Völkerwanderung verirrte sich ein Truppengestöber Alamannen in die Berge und vernichtete die Ureinwohner . . .

. . . und auch die vorgefundene Kultur.

Als alles zerschlagen war . . .

. . . machten sie sich in langwierigen Kämpfen untereinander zu Leibeigenen.

Die Ueberlebenden aber traten zusammen und schwuren:



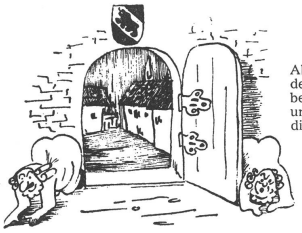
Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern

Die Franzosen rücken gegen Bern.

Die Regierung versucht ein Heer zusammenzutrommeln.

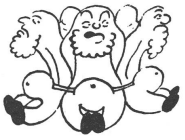
Aber es kommt niemand.

Schliesslich findet sich eine Schar Getreuer, die bereit ist, für die gnädigen Herren und Oberen zu sterben, zu einer Art Heer zusammen.



Aber ohne den Ausgang des Kampfes abzuwarten, beschliessen die Herren und Oberen von Bern die Uebergabe der Stadt.

Die Franzosen kommen!



Konstitution der Einen und Unteilbaren helvetischen Republik (Entwurf: Peter Ochs; Ausführung: General Brun).

Kurz darauf erhoben sich die Appenzeller gegen ihren Herrn, den Abt von St. Gallen.

Z. B. Schlacht bei . . .

Dieser stellte sich der Bewegung gebieterisch entgegen.

Als das nichts fruchtete, kam es zum Kampf. Furchtbar tobten die Waffen auf dem ungünstigen Gelände . . .

Aber da erschienen die tapferen Frauen der Appenzeller, mit den Hirtenhemden ihrer Männer bekleidet, auf dem Kampfplatz.

Bei diesem fürchterlichen Anblick ergriffen die Feinde die Flucht.

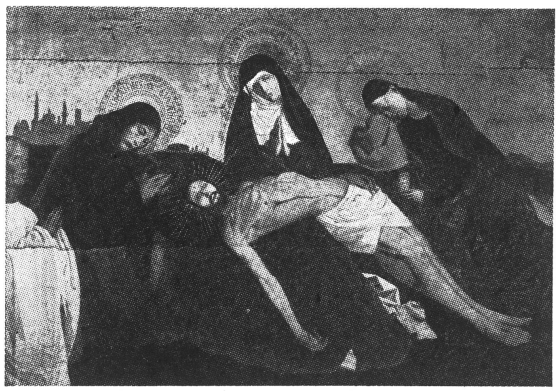
Und wäre nicht die Sittlichkeitspolizei mit einem Schubkarren Damenwäsche angerückt . . .

. . . so hätten die erschrockenen Appenzeller dasselbe getan!

Freies Leben ohne Religion

Neues Christentum durch säkulare Auslegung des Evangeliums

Als sich auch unter Theologen die Erkenntnis durchsetzte, dass alle Vorstellungen, die das Wort »Gott« begleiten – sei es, dass man es hört, sei es, dass man es ausspricht –, nicht im geringsten auf Erfahrungen oder Erkenntnissen beruhen, sondern ganz und gar Ausfluss menschlicher Einbildungskraft sind; dass weiterhin die Existenz dieses fiktiven Wesens mit dem Namen »Gott« weder bewiesen noch widerlegt werden kann, da griff man zurück auf den »Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs«, der sich vor langer Zeit geoffenbart und somit durch Wort und Tat zu erkennen gegeben habe. Da der auf Augenschein und Beweis eingestellte Mensch aber solch wundersame Dinge wie das Eingreifen eines überirdischen Wesens in die Geschichte, Geschehnisse wie »Wandeln auf dem Meer«, »Austreibung von bösen Geistern« und »Auferstehung« mit seiner empirischen Haltung ebenfalls nicht vereinbaren kann, begann man, d. h. die »linken« Theologen mit Bultmann im voraus, das Neue Testament zu »entmythologisieren«, indem sie die wunderbaren Geschichten als das nahmen, was sie sind, als Mythos, der nur die jedem Menschen eigene subjektive Möglichkeit »authentischer Existenz« ausdrückt. Die Verwirklichung dieser Möglichkeit ist dann »Erlösung«, nämlich Selbsterlösung, die jedem Menschen möglich ist, habe er vom Christentum gehört oder nicht – womit der geschichtliche Jesus von Nazareth eigentlich überflüssig oder zumindest entbehrlich geworden ist. (Diese Konsequenz wurde allerdings nicht gezogen, die Entmythologisierung nicht vollendet.) Und was »Gott« betrifft, so ersetzte man ihn durch »Sein«, »Absolutes«, »Ursprung und Ziel aller Dinge« oder gar »transzendente Realität« und »unser letztes Anliegen«. Da dieser metaphysische Nebel zwar unendliche Tiefe besitzt, jedoch nichts Realeres aussagt, wäre der gewissenhafte, empirisch eingestellte Mensch nur konsequent, wenn er das Christentum, zusammen mit allen Religionen, endgültig in die Geschichts- und Psychologiebücher verwiese – es sei denn, er findet etwas an dem Menschen Jesus von Nazareth (gelebt im ersten Dritteljahrhundert unserer Zeitrechnung), das nicht nur für seine historischen oder tiefenpsychologischen Studien, sondern für sein Leben und Handeln überhaupt bedeutsam ist, etwas Reales, das ihn erfasst und engagiert. Diese Möglichkeit zeigt Paul M. van Buren in »*Reden von Gott – in der Sprache der Welt*« (aus dem Amerikanischen übertragen von Karl Huber; Zwingli-Verlag, Zürich/Stuttgart; 205 S., sFr. 14.80), indem er gerade nicht behauptet, wie der deutsche Titel nahelegt, dass man von Gott in weltlichen Ausdrücken reden könne; sondern gemäss dem Titel der amerikanischen Originalausgabe »The Secular Meaning of the Gospel« gibt van Buren eine weltliche, natürliche, eben »säkulare« Auslegung der geistlichen Sprache.



Christus in van Burens Sicht: ein von Furcht und Sorge beachtenswert freier Mensch.

»Gewöhnlicher buchstäblicher Theismus ist falsch, und qualifizierter buchstäblicher Theismus ist sinnlos. Diese erste Behauptung ist einfach eine andere Ausdrucksweise für Bultmanns Ansicht, dass Mythen nicht länger haltbar sind; die Vorstellung empirischer Intervention eines übernatürlichen ‚Gottes' in der Welt der Menschen ist durch den Einfluss moderner Wissenschaft und modernen Denkens ausgeschaltet worden... Aber nichtsdestoweniger hat die Sprache des Glaubens einen Sinn, eine Funktion, die durch Sprachenanalyse erhellt werden soll.« Da die metaphysische und religiöse Sprache für heutige Menschen bar jedes realen Inhalts ist, dürfte es müssig sein, die religiöse Sprache nach irgendwelchen dahinter vermuteten »Erkenntnissen« zu erforschen; wohl aber kann man die Folgen, die sich aus diesem Glauben ergeben, betrachten und daraus auf den objektiven Sinn solcher Sprache schliessen. Wenn z. B. ein Gläubiger sagt: Gott will, dass ich das tue, so ist das »Gott will« inhaltlich zwar Unsinn, wenn aber dieser Mensch dann für das entsprechende Handeln Widerstände überwindet und Opfer auf sich nimmt, so zeigt das die Echtheit seines Glaubens und zugleich den objektiven Sinn, die Funktion der Aussage: sie drückt die Stärke der Verpflichtung aus. Die Form der religiösen Sprache ist zwar Aussage, ihr empirischer Sinn jedoch Verpflichtung auf ein Handeln.

Die Jungfrauengeburt fand nicht statt

Wenn nun aber der moderne Mensch Aussagen über »das Wesen und Handeln eines vorausgesetzten persönlichen Schöpfers« nicht mehr annehmen kann, so muss auf die traditionelle Ausdrucksweise der Christenheit, die religiöse »Aussage«, verzichtet werden.

Der »Sohn Gottes« ist demnach nichts anderes als der historische Mensch Jesus von Nazareth, den van Buren als einen »beachtenswert freien Mann« schildert: »Er war frei von Furcht und frei von Sorge um Sicherung seiner Identität, vor allem aber war er frei für seinen Nächsten, wer immer auch dieser Nächste sein mochte, und ohne Schonung seiner selbst.« Durch diese Freiheit zog er die einen an, andere ängstigte er – wie man das in der Geschichte öfter erlebt, man denke nur an Sokrates.

Von da aus enthüllt der Autor radikal die einzelnen biblischen und dogmatischen Aussagen in ihrer objektiven Funktion. Das nimmt sich – arg verkürzt – so aus:

Jesu »Berufung« oder »Erwählung« drückt die vergleichsweise prosaische Tatsache aus, dass dieser Mensch seine eigene Geschichte hat, die sich von derjenigen aller anderen Menschen, auch von der anderer freier Persönlichkeiten, unterscheidet und ihre spezifische Bedeutung hat.

»Eschatologische Hoffnung« – »Ueberzeugung, dass die Freiheit, die der Gläubige in Jesus gesehen hat... sich auf dieser (!) Erde unter allen Menschen ausbreiten werde«; »eschatologische«, weil man eher sterben als sie aufgeben würde.

Geschichte von der »wunderbaren Geburt« – angemessener Ausdruck der Verehrung und Freude über die Geburt dieses Menschen.

Ebenso diesseitig werden »Kreuzestod für uns«, »Vergebung«, »ewig«, »Schöpfung« und andere Ausdrücke interpretiert. Ein neuer Versuch der alten Bemühungen der liberalen Theologie, den Glauben an Christus durch die Wissenschaft vom Leben Jesu zu ersetzen? Nein, wie wichtig die historische Jesusforschung auch ist, van Buren kann darüber hinaus ein wichtiges Kennzeichen angeben, das den »gläubigen« Christen vom blossen Betrachter der Geschichte Jesu unterscheidet: Christen sind diejenigen, die von der Freiheit Jesu derart angesteckt werden, dass sie ihn »als denjenigen annehmen, der für sie bestimmte, was es bedeutet, Mensch zu sein, und auch als Ausgangspunkt für eine Neuorientierung ihres Lebens... Sie sind eine ‚neue Kreatur' insofern, als ihre Einstellung zur ganzen Welt für sie neu ist.«

Es wäre unmöglich, dass heute noch Menschen von der Freiheit dieses Mannes angesteckt würden, wenn das nicht zuerst mit den Jüngern geschehen wäre. Die waren aber nach seinem Tod ziemlich niedergedrückt, denn sie waren zuvor zwar von Jesu Freiheit fasziniert gewesen, aber selbst dazu nicht fähig. Das wurde einige Tage später, an Ostern, anders. Plötzlich sahen sie das Geschehen und Jesus selbst ganz neu, »es ging ihnen ein Licht auf« – sie hatten Offenbarungserlebnisse, die van Buren so ähnlich beschreibt wie die Existenzialisten die »Bewegung«: Man wird von einem Menschen, einer Situation, einem Kunstwerk, einem Stück Geschichte (in diesem Falle von einer einzigartig nahen Erinnerung an Jesus) so erfasst, dass eine neue Sicht der Welt die Folge ist. Das ist, was man früher »Auferstehung« nannte. Da aber die Botschaft von Jesus und seiner Freiheit nicht verkündet worden wäre, wenn die Apostel dieses Erlebnis der neuen Sicht nicht gehabt hätten, deshalb ist Ostern ebenso wichtig wie Leben und Tod Jesu. Das auszudrücken sieht van Buren als die objektive Bedeutung des Dogmas von den zwei Naturen Christi an.

Ethik für Metaphysik

So weit, so gut. Da haben wir Atheisten und Empiristen oder auch nur erkenntniskritisch eingestellten Menschen endlich unser Evangelium. Eine eigenwillige, neue Interpretation also, die von Theologen als nicht theologisch abgetan werden kann? Wenn das der Fall wäre, hätte van Buren bereits eine anerkennenswerte Leistung vollbracht: er hat für eine säkulare Menschheit die begeisternde Geschichte um eine Persönlichkeit, die auch für den nicht religiösen Menschen der Nachfolge wert ist, davor bewahrt, mit dem allgemeinen Untergang der Metaphysik zugrunde zu gehen. Aber van Buren hat mehr getan. Er, der das Anliegen Bonhoeffers nach einer »nichtreligiösen Interpretation der biblischen Begriffe« (anders als Bonhoeffer es begann) durchführte, stellt Verbindungen her zur theologischen Tradition; er grenzt sich gegen die anderen neuen, einander gegensätzlichen theologischen Richtungen (Barth – Bultmann/Ogden) ab und hat doch deren wesentliche Anliegen erfüllt: den Konservativen gibt er die Christologie als Zentrum der Theologie; den Progressiven geht er voraus, indem er konsequenter als sie das Evangelium dem modernen Verständnis gemäss auslegt.

Die eigentliche Revolution der Theologie kann aber nur durch die Praxis geschehen, und van Buren vergisst nicht, die Folgen seiner Auslegung für das kirchliche Leben zu zeigen. Die Sakramente werden »nur« noch psychologisch gesehen – ohne jeden mystischen Krampf. An die Stelle des Gebetes tritt die praktische Hilfe für den Nächsten; das Durchdenken der Situation in der neuen geschichtlichen Perspektive, das Handeln in Freiheit. Die Theologie wird zur Ethik reduziert, doch »eine solche ‚Reduktion' des Gehaltes braucht in der Theologie nicht mehr bedauert zu werden als in der Astronomie (von der Astrologie), der Chemie (von der Alchimie) oder der Malerei«.

Was van Buren über die Mission sagt, wird manchen braven Kirchenmann schockieren: »Die Mission des Christen ist der Weg der Liebe, auf dem er sich selber befindet, der Weg zum Nächsten, nicht der Versuch, andere zu Christen zu machen. Seine Mission ist einfach die, ein Mensch zu sein, wie es durch Jesus von Nazareth definiert wird. Es ist in unserer Zeit, wo die Kirche viel zuviel zu der Welt geredet hat, nicht besonders angezeigt, dass der Christ seinem Nächsten sagt, warum er ‚für' ihn ist. Es genügt vollkommen, wenn er die Freiheit praktiziert, zu der er frei gemacht worden ist.« – Die Theologen werden sich damit auseinanderzusetzen haben.

Van Buren ist kein Atheist, sondern bezüglich der Frage nach Wesen und Dasein Gottes Agnostiker. Er ist Professor der Theologie (!) und schrieb sein Buch als Gläubiger für Gläubige. Das sollte aber den Ungläubigen nicht hindern, das Werk zu lesen. Künftig wird man Christentum mit Theismus nicht mehr identifizieren dürfen. Zwei Gruppen von Menschen werden dies bedauern: erstens ein Teil der Theologen und die *religiösen* Christen – was verständlich ist und die Diskussion fördert; zweitens eine Reihe anderer Leute, die allzuoft das Wort Gott im Mund führen, um uns ihre höchst menschlichen politischen Vorstellungen als »gottgewollte Ordnung« darzubieten. Beabsichtigt oder unbeabsichtigt: Religion war und ist in nicht geringem Masse »Opium für das Volk« und daneben eine grausame Geissel für so manches Gewissen. Man sollte ihre Auflösung nicht aufhalten.

Teilhard de Chardin hoffte und glaubte, dass sich der Gegensatz zwischen Theismus und Atheismus einmal aufheben würde: ein wichtiger Schritt dazu ist getan.

Hans Joachim Kreimer, phil. I

Wie ich nur den Wind hatte

Bin wie ein Strohhut,
einer mit einem blauen Band.
Hab eine Sonnenuhr gemalt,
hab sonst nichts.
Nicht einmal das Meer gehört mir.
Hab nur den Sommerwind,
der wie ein junger Hund
über die Dünen jagt,
die Möwen vor sich her bläst
und die Wolken zerzaust.
Wind- und Wolkenjammer!
Ich pfeif ihn zurück, den Wind,
und kommt er nicht gleich,
soll er die Rute spüren –
er wird mir noch die Möwenschar,
die Wolkenweiber,
mein eigenes Haar,
er wird meine Worte entführen!

Harald Clapham

Notizen von hier und dort

Institut de la Vie

Vor einem Jahr wurde das Institut de la Vie, Sektion Zürich, mit dem Ziel gegründet, die Menschen auf die vermehrte Bedrohung des Lebens in unserer Zeit aufmerksam zu machen und die Verantwortung gegenüber dem Leben zu fördern.

Unter den vielen Aspekten, welche diese Zielsetzung berühren, hat sich das Institut entschlossen, als erstes Arbeitsgebiet das Thema »Gebrauch und Missbrauch von Anregungs- und Beruhigungsmitteln, Schmerz- und Schlafmitteln« herauszugreifen, und die Oeffentlichkeit durch einen Vortragszyklus sachlich zu informieren.

Eine weitere Aufgabe des Institutes besteht darin, die Diskussion *zwischen* den verschiedenen Wissenschaften zu fördern. Es ist gelungen, im ersten Vortragszyklus Vertreter der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften als Redner zu gewinnen. Die Referenten werden das Thema aus der Sicht ihres Fachgebietes darstellen. Eine anschliessende Diskussion wird den Zuhörern Gelegenheit bieten, Fragen an die Referenten zu richten. Auf diese Weise hoffen wir, allen Interessierten die Möglichkeit zu geben, sich eingehend über das heute vielbesprochene Thema zu informieren.

Programm:

1. Mittwoch, den 4. Mai 1966.
Herr Prof. Dr. med. P. G. Waser, Univ. Zürich, »Neue Erkenntnisse über Neuro- und Psychopharmaka«.
Herr Dr. Walter Raunig, Museum für Völkerkunde, Basel, »Gebrauch und Missbrauch von Heilmitteln bei Naturvölkern in der Sicht des Ethnologen«.
2. Donnerstag, den 26. Mai.
Herr PD Dr. med. Klaus Ernst, Sanatorium Hohenegg, Meilen.
Herr Dr. med. Ambros Uchtenhagen, Psychiatr. Universitätsklinik, Zürich. Gemeinsames Thema: »Psychiatrische und psychotherapeutische Erfahrungen zum Suchtproblem«.
3. Mittwoch, den 22. Juni.
Herr PD Dr. med. U. C. Dubach, Med. Univ.-Poliklinik, Basel, »Schmerzmittel und Gesundheit«.
Herr Prof. Dr. theol. Arthur Rich, Univ. Zürich, »Der Missbrauch von Medikamenten und Stimulantien unter sozialethischem Aspekt«.

Jeweils um 20.15 Uhr im Auditorium IV der ETH.

Eintritt: 2.20 Fr., Studenten die Hälfte.

Bruno Rutsch

Dänemark

Ueber ihre Erfahrungen bei der sozialen und psychologischen Betreuung der Studenten berichteten ein Psychiater, ein Psychologe und ein Sozialhelfer, die zwei Jahre versuchsweise an einer sogenannten Studienberatungsklinik in Kopenhagen gearbeitet hatten. Es zeigte sich, dass beinahe die Hälfte der bisher behandelten Fälle soziale und juristische Probleme (Schwangerschaft, Vaterschaft, Heirat, Wehrdienst, Wohnung, Steuern) hatten. Diese wurden an den Sozialhelfer verwiesen, der bald an der Universität eine ordentliche Planstelle erhalten soll. Der Rest hatte entweder Probleme im Zusammenhang mit dem Studium (Studienwahl, -wechsel, Examensangst) oder psychische Probleme, die auf das Studium einwirken (Minderwertigkeitsgefühle, Angst, Einsamkeit, sexuelle Fragen). Die Klinik behandelt nicht bereits ausgebildete Neurosen oder gar Psychosen (schätzungsweise 2–4% der Studenten). Sie will und kann nur versuchen, deren Entstehen zu verhindern Man schätzt, dass 15% der Studenten eine solche »ambulante« Hilfe benötigen. Man schlägt ferner vor, eine Leseklinik einzurichten, in der die Fähigkeiten im Lesen gebessert werden sollen. (Norsk Studentforum, Oslo)

England

Das neue englische Rauschgiftgesetz hat zu grosser Unzufriedenheit unter Heimleitern und Aufsichtspersonal geführt. Es belegt nämlich jeden mit einer Geldstrafe bis zu 1000 Pfund und/oder einer Freiheitsstrafe bis zu zehn Jahren, der in den seiner Aufsicht unterstehenden Räumen Rauschgifthandel und -genuss wissentlich oder unwissentlich zulässt. Davon sind praktisch alle Vermieter von Studentenbuden, Heimleiter und Collegedirektoren betroffen; tatsächlich wurde schon ein Collegeleiter auf Grund dieses Gesetzes zur Zahlung von 150 Pfund verurteilt. Zu diesem Gesetz meinte ein College Master in Cambridge, es sei zu befürchten, dass das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht werde, da jeder bestrebt sein werde, den Rauschgiftmissbrauch in seinem Einflussgebiet zu verheimlichen, um der Strafe zu entgehen. – Genaue Angaben über den Genuss von Rauschgift in Cambridge fehlen. Nach Schätzungen verstiessen 5 bis 10 Prozent der Cambridger Studenten im Jahr 1965 gegen das Rauschgiftgesetz; jedoch sei nur eine Minderheit von ihnen süchtig. (Varsity, Cambridge)

Unser Spezialgebiet ist

Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der
Schifflände 24 und an der **Badenerstrasse 69**
Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich

Fabrikneue Schallplatten mit 33% Ermässigung

DGG, Col., Elec, CBS, Erato etc. à Fr. 18.- — Nonesuch, Turnabout à Fr. 13.- — Grosses Sortiment — Bestellungen möglich

Zentralstelle der Studentenschaft

FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP FP

Immer mehr Studenten!

Auch mehr Studentenzimmer?

Wiederum hat ein Semester begonnen!

Wiederum standen viele Studenten vor dem schwierigen Problem, ein **Zimmer zu finden!**

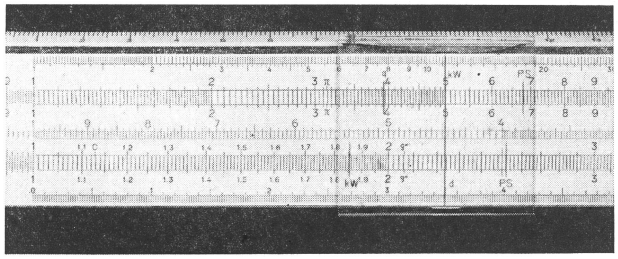
Wiederum sind viele davon auf **auswärtige Wohngelegenheiten** angewiesen, was für die Betreffenden einen enormen **Zeitverschleiss** mit sich bringt!

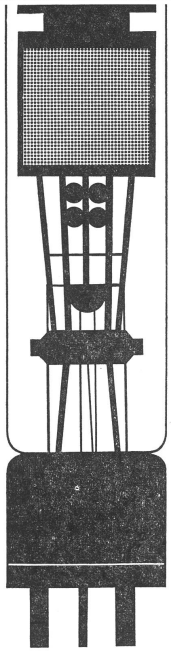
Und wiederum ist es die Freisinnige Partei, die sich nicht mit dem Lippenbekenntnis begnügt, sich für studentische Anliegen einzusetzen, sondern **ihren Worten Taten folgen lässt.**

Die freisinnigen Kantonsräte Dr. E. Richner, Dr. F. Honegger und Prof. H. Schinz reichten anfangs 1963 eine Motion ein, die den Regierungsrat einlud, **»bei Baugenossenschaften, die vom Kanton Subventionen erhalten haben, im Sinne einer Notmassnahme das Verbot der Untermiete zugunsten von Studenten und Lehrlingen aufzuheben.«**

Die Regierung hat dem Kantonsrat in dieser Sache noch immer nicht Bericht erstattet. Die Freisinnige Partei betrachtet **ihr Anliegen nach wie vor als dringend** und wird sich weiterhin bemühen, die Unterkunftsnot der Studenten zu beheben versuchen. So hat sie in den letzten zwei Jahren in Zusammenarbeit mit der Zimmervermittlungsstelle in den hochschulnahen Stadtkreisen eine **Aktion durchgeführt, die insgesamt rund 400 Zimmer einbrachte.**

FREISINNIGE PARTEI DER STADT ZÜRICH





BROWN BOVERI

Für aufgeschlossene, junge

Akademiker

bieten wir in unseren Laboratorien, Konstruktionsbüros, in den Fabriken oder im Verkauf unserer thermischen und elektrischen Maschinen und Apparate ein weites, interessantes Betätigungsfeld mit grossen Entfaltungsmöglichkeiten

126178 XI

AG. Brown, Boveri & Cie., Baden

echo echo

Sklaven des Programms?

Auch Unistudenten:

Zur Kritik von Jakob Knaus am Vorlesungsbetrieb der Phil. I (»Methoden von vorgestern«, vgl. ZS, 43. Jg., Nr. 8, Februar 1966) erlaube man mir die folgende Entgegnung.

Jakob Knaus verlangt gedruckte Vorlesungen als Studienerleichterung für die Studenten der Phil. I. Die gedruckten Vorlesungen sollen Zeit und Aerger sparen helfen, sollen dem Studenten gestatten, mehr als 4 bis 6 Vorlesungsstunden pro Semester intensiver zu bearbeiten.

Ich halte die Einführung solcher gedruckter Vorlesungen – ausser vielleicht in der Linguistik – nicht für opportun.

Die Gründe, die Jakob Knaus anführt, zeigen deutlich eine bedauerliche Tendenz mancher Studenten: Da einerseits die Masse des Stoffes zu gross geworden ist, als dass man sie noch gesamthaft zu bewältigen vermöchte, da aber andererseits das Bestreben nach Vollständigkeit seinen festen Platz in den Wünschen des Studenten bewahrt hat, neigen manche dazu, sich um ihre Verantwortung zu drücken. Sie sind nur allzu leicht bereit, der Universität die Auswahl und die Präparation des Stoffes zu überlassen. Sie beschränken sich noch so gerne auf eine rein rezeptive und reproduktive Arbeit. Dies äussert sich in einem mehr oder weniger ausgeprägten Hang zum Kurs- und Schulsystem, wie es bereits an der ETH und teilweise auch an der med. Fak. – aus didaktischen und fachlichen Gründen – vorhanden ist. Zu einem solchen System, das dem Studenten in jedem Semester genau sein Programm und das zu bewältigende Pensum vorschreibt, gehört natürlich auch ein verbindliches Lehrbuch, z. B. in Form einer gedruckten Vorlesung. Diese wird nur allzu leicht zum alleingültigen Massstab erhoben, an dem der Student seine Resultate bemisst, wenn er sich überhaupt noch dazu zwingt, sich seine eigenen Gedanken über das betreffende Sachgebiet zu machen. Ganz abgesehen davon, dass bei Einführung solcher Hilfen vermutlich einfach die gedruckten Lehrmittel gehortet würden an Stelle der jetzt zu Hause aufgestapelten, aber nie überarbeiteten Notizen.

An der Phil. I aber bleibt uns – glücklicherweise – noch ein guter Rest der akademischen Lernfreiheit bewahrt. Diese bietet dem Studenten die unschätzbare Chance, wenigstens einmal in seinem Leben ohne äussere Verpflichtung, nach eigenem Ermessen und in eigener Verantwortung arbeiten zu können. Doch diese Chance muss mit dem Verzicht auf Vollständigkeit erkauft werden. Das bedeutet, dass der Student einsieht, dass nicht die Vorlesungen und schon gar nicht deren Anzahl pro Semester für sein Studium entscheidend sind.

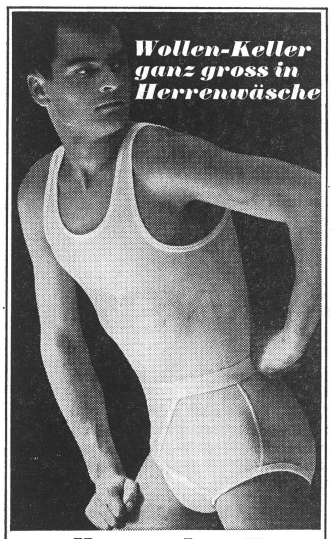
Er muss den Mut aufbringen, die notwendige Einschränkung auf 4 bis 6 Vorlesungsstunden zu vollziehen. Der Student sollte sich nicht von der verführerischen Meinung täuschen lassen, dass der Grad seiner fachlichen und wissenschaftlichen Fortschritte von der Zahl der belegten Vorlesungen abhänge und dass es deshalb nötig sei, möglichst viele Vorlesungen – wenn möglich in gedruckter Form – nach Hause tragen zu können. Er muss aber überdies die Disziplin aufbringen, neben den Schwerpunkten, auf die er den Hauptteil seiner Bemühungen legt, den Blick für andere Gebiete wenigstens offenzubehalten. Die notwendigen Lücken, die bei diesem System entstehen müssen, können auch gedruckte Vorlesungen nicht ausfüllen; dafür sind die Handbücher ja gerade da.

Gewiss bedingt dieses freie Studienprinzip, dass der Student für die Prüfungen härter arbeiten muss, wobei allerdings zu bemerken ist, dass geschriebene oder gedruckte Vorlesungen wohl kaum so entscheidend ins Gewicht fallen in den Vorbereitungen, wie dies Jakob Knaus annimmt. Was in diesem Falle viel schwerer wiegt, ist der persönliche Einsatz; daran ändern auch gedruckte Vorlesungen nichts. Ist es aber überhaupt richtig, wenn wir unser Studium mit dem einzigen Ziele vor Augen beginnen, die Universität nach der minimalen Anzahl von Semestern mit der besten aller möglichen Noten zu verlassen, und wenn wir uns zu Sklaven dieses völlig unakademischen Programms machen? Gerade an der geisteswissenschaftlichen Fakultät soll der Student, wie vielleicht nirgends sonst, den Bruch mit dem Schulbetrieb der Mittelschule so radikal wie nur immer möglich vollziehen. Dass er dabei nur noch seinen ausgesprochenen Liebhabereien frönt, ist nicht zu befürchten; er wird vom Stoff selber auf die Notwendigkeit einer breiter fundierten Kenntnis der Probleme verwiesen werden, wenn er nur kritisch genug bleibt.

Es dünkt mich daher äusserst bedauerlich, wenn man sich darüber beklagt, dass die Vorlesungen so viel Zeit wegfressen, dass zu wenige Stunden bleiben, um ein Gebiet intensiv zu bearbeiten. Niemand zwingt den Studenten, gewisse Vorlesungen zu besuchen, es sei denn, er rede sich ein, er bekomme dort, und nur dort, die Kenntnisse, deren er bedürfe, um seinen Doktortitel sicherzustellen.

Entscheidend sind die Seminarien und Kolloquien, denn dort holt man sich das notwendige wissenschaftliche Rüstzeug, dort arbeitet man sich in sein Sachgebiet ein. Wenn schon von Methoden von vorgestern die Rede sein soll, dann muss der Seminar-, nicht der Vorlesungsbetrieb der heutigen Zeit angepasst werden. Die Zahl dieser Uebungen muss unter allen Umständen vermehrt werden, damit die Teilnehmerzahlen nicht weiterhin ins Uferlose wachsen und dadurch eine erspriessliche Diskussion der Probleme immer unmöglicher wird. Die Intensivierung des Seminarbetriebes kann aber nicht, wie dies Knaus vorschlägt, durch die Einführung von eigentlichen Lehrbüchern, welche den Dozenten eine Entlastung bringen würden, erreicht werden, sondern nur durch die tatkräftige Förderung neuer Lehrstellen in möglicherweise neuen Formen. Die Bekämpfung der Ueberfüllung unserer Hochschule, von der Jakob Knaus ausgegangen ist, kann nicht dadurch erfolgen, dass man dem verbreiteten Bedürfnis nach Reglementierung der letzten noch vorhandenen Reste der Lernfreiheit entgegenkommt (zum Beispiel durch Erhebung gewisser Vorlesungen zum Obligatorium, indem man diese in Buchform als Lehrmittel herausgibt). Einzig die möglichst freie Selbstverantwortung des Studenten und sein Mut zur selbständigen Entscheidung, die notwendig gewordene Beschränkung anzunehmen und daraus das Beste herauszuholen, vermögen auch heute das Studium auf eine annehmbare Zahl von Semestern zu limitieren, ohne dass der Student sich dabei zu früh zum Spezialisten entwickelt.

Emanuel La Roche, stud. phil. I



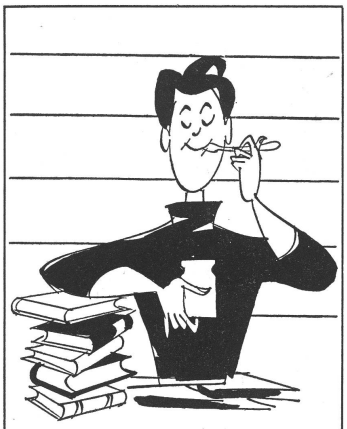
wollen–keller
Zürich 1: Bahnhofstrasse 82 + Strehlgasse 4
Oerlikon: Schaffhauserstr. 331, eigene Parkplätze

Apotheke Oberstraß Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9
Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Motorfahrzeuge
Unfall
Krankheit
Haftpflicht

Als Ehemaliger empfiehlt sich:

Ihre Agentur:
«ZÜRICH» Versicherungs-Gesellschaft
Dr. V. Peter
Urdorf bei Zürich
Telephon 98 77 60

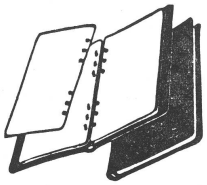

Zwischen
zwei Vorlesungen
ein erfrischendes
VZM-Joghurt

BÜCHER
für Ihr Studium
aus allen
Wissensgebieten

Theologie
Philosophie
Psychologie
Rechtswissenschaft
Sozialwissenschaft
Sprachwissenschaft
Geschichte und Politik
Medizin
Mathematik
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler
die ausführlichen Verzeichnisse

VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH
Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich


BIELLA
Kolleg- und Taschenringbücher
mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich

Nebenverdienst durch Beschäftigung als
Aushilfstaxichauffeur
Bedingung: Ausweis Kategorie B und gute Stadtkenntnisse.
Anmeldung und Auskunft durch
A. WELTI-FURRER AG, Abt. Personentransporte, Müllerstrasse 12, 8004 Zürich, Telephon 25 66 44.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice
Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44
Electras

Die antikommunistische Masche

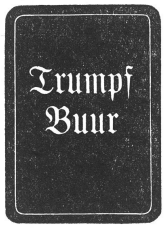
Erinnern Sie sich an den »Fall Maur«? Oder an den »Fall Meier«? Er hat, der Fall Meier in Maur, die Titelseiten, zum Teil gar die Leitartikelspalten im Schweizer Blätterwald belebt. Es handelt sich, kurz zusammengefasst, um die Wegwahl des Sekundarlehrers und früheren PdAlers Max Meier durch die Stimmbürger der zürcherischen Gemeinde Maur bei der kürzlichen Lehrerwahl. Oder vielmehr um die Art und Weise, wie diese Wegwahl zustandekam. Um es gleich vorwegzunehmen: auf ganz selbstverständliche, gut demokratische Art. Die einen waren dafür, die andern dagegen. Und beide sagten sie sich ihre Meinung. Und Lehrer Meier sagte sie auch. Ein harter, aber ein durchaus freier und demokratischer Strauss. Womit über die Zweckmässigkeit oder die Fairness der einzelnen im Wahlkampf verwendeten Mittel gar nichts ausgesagt sein soll.

Das eigentlich Bedenkliche am Fall Maur oder Meier sind nicht gewisse Uebertreibungen und Misstöne hüben und drüben, vor und nach dem Wahlsonntag. Aufsehenerregend ist vielmehr die Begleitmusik, die — weitab vom Tatort — eine gewisse Presse von sich gab. Durch Berichte und Glossen vor und nach dem Wahltag verbreitete man sich mit gescheiten Sätzen über die »antikommunistische Masche« und nahm den Wahlgang von Maur als aufschlussreichen Gradmesser dafür, »wie leicht oder wie schwierig es im Jahre 1966 in der deutschen Schweiz« sei, »einen Menschen auf einer McCarthyschen Hexenjagd zur Strecke zu bringen«. Ein Quartierblättli gar sekundierte mit der Bemerkung, dass »diese politische Arbeit bürgerlicher Parteien in Maur« zweifellos »nichts anderes als ein politischer Bubenstreich« sei...

So weit sind wir nun also wieder im lieben Vaterland. So sehr hat das »Tauwetter« manch wackerem Schweizer wieder den Kopf verdreht, dass er Schwarz nicht mehr von Weiss, Rot nicht mehr von Blau unterscheiden kann. Dass Kommunist sein eine demokratische — und schützenswerte — Tugend, demokratische Wachsamkeit und ein mit legalen Mitteln vertretener und betriebener Antikommunismus dagegen verabscheuungswürdiges Verbrechen ist. Dass der Bürger, der sein Kind vor dem kommunistischen Bazillus im Schulzimmer bewahren will, mit seinem freien Nein an der Urne ein Gesinnungsdelikt begeht. Und dass die Gemeinde, in der eine Mehrheit der Wähler diesen Akt demokratischer Hygiene vollzieht, als »Schandfleck für unsere Demokratie« verunglimpft wird!

Einmal mehr, so will uns scheinen, findet der »Nebelspalter« zu dieser Masche der Anti-Anti das rechte Wort: »Es gilt durchaus nicht als ehrenrührig, antiliberal, antiklerikal, antimilitaristisch, antinazistisch, antisozialistisch, antigouvernemental zu sein; aber es ist — in den Augen gewisser Journalisten — höchst suspekt und deutet auf Hexenjägerei hin, wenn man antikommunistisch ist. Diese Herren zeigen zwar volles Verständnis dafür, wenn ich mir für unser Land keine Verstaatlichung wünsche und deshalb die Sozialisierung bekämpfe. Sollte es mir aber einfallen, ebenso vehement den Kampf dafür zu führen, dass uns kommunistische Infiltrationen erspart bleiben, dann bin ich in den Augen jener Journalisten schon ein Hexenjäger. Ist es wahrhaftig soweit, dass der Kampf gegen den Kommunismus — der sich wie alle Ismen nun einmal in Personen zu exponieren pflegt — ein Sakrileg ist? Müssen wir aus der in einer Demokratie nötigen und normalen Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen politischen Bekenntnissen ausgerechnet die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus ausklammern? Etwa deshalb, weil Marxisten in **ihrer** Kampfführung so ausserordentlich mimosenhaft, menschlich, sauber und in ihrer politischen Zielsetzung so unerhört anständig sind? Man soll bitte den Kommunismus nicht unter Naturschutz stellen.

Wahrhaftig nicht!

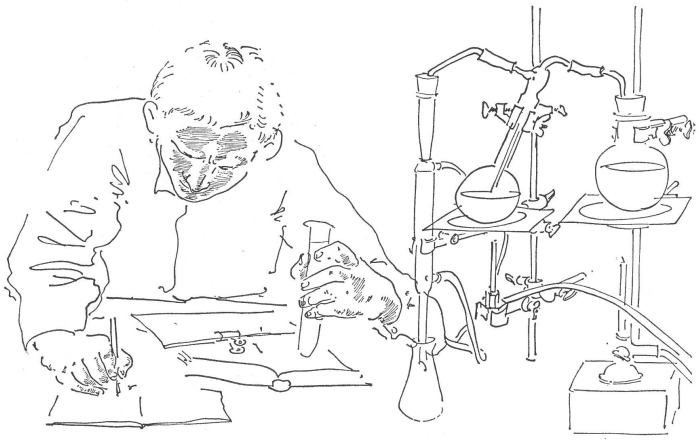


Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

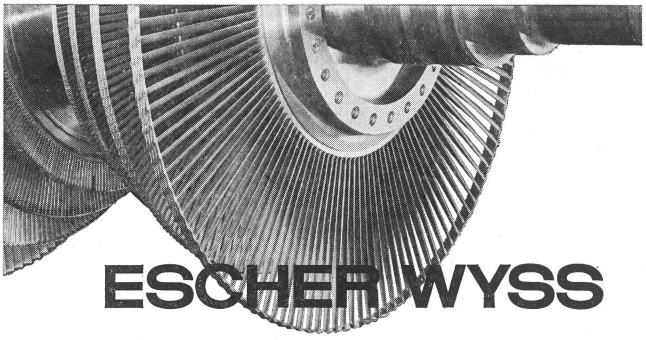
Sind sie der Gauloises Typ?

(geniesserisch, lebensoffen, jung und selbstsicher)

C I B A



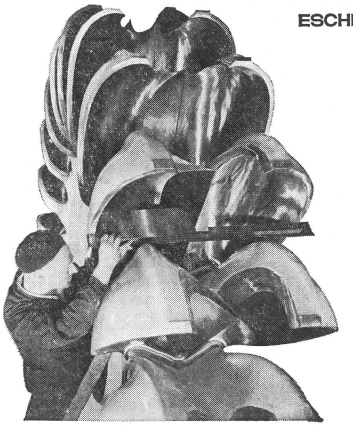
Für hochwertige chemische Spezialitäten — Heilmittel, Farbstoffe, Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe, Schädlingsbekämpfungsmittel, photochemische Produkte — bürgt die weltweite Forschung der CIBA



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Fortsetzung von Seite 15

»Brandplatz«; Ort, wo gebrannt wird).

b) Der Typus *Sangen*, zur Wurzel von *sengen* »verbrennen, anbrennen«; *Sangen, Sangeren, Sangerenboden, Sangeten, Sengelen.*

c) Bildungen mit *Füür* »Feuer«, oft mit anderen Rodungsnamen gekoppelt, z. B. *Fürschwendi, Fürschwand, Fürschlacht.*

d) Namen, welche auf die durch Brandrodung gewonnene Asche, die zur Düngung des Rodungsbodens verwendet wurde, hinweisen: *Aeschen, Aeschenwis, Guetenäsch, Aescher* (Rodungsalp), *Aeschlen*, ja sogar *Ruessegg.*

4. Namen, die ein Rodungsverfahren durch *Ausschlagen des Waldes*, durch *Aushau* oder durch *Ausstocken* (d. h. Beseitigen des Wurzelwerkes) bezeichnen.

a) Der Typus *Hau*, z. B. *Hauen, Haueten, Hauenen, Hauelen, Hauacker, Haueti, Hauetli.*

b) Der Typus *Schlag* oder *Schlacht* »das Niederschlagen, Ausschlagen, Fällen des Waldes«, z. B. *Schlag, Schlacht, Schlächtli* – nicht zu verwechseln mit *Schlatt* »Abhang, Neigung, Senkung«.

c) Der Typus *Schneit*, ahd. *sneida, sneita* f. »Schneise, Waldaushau«, zu *schneiden* gebildet: z. B. *Schneit* und *Schneitberg* (Gem. Elgg, Kt. Zürich), *Gschneit* (Bern, Innerschweiz), *Gschnet* (Appenzell I.Rh.)

d) Der Typus *Stock* in den Hof- und Flurnamen *Stock*, Stocken, *Stöck, Stocki, Stocker, Stockrüti, Stockwis, Stockfeld, Stockeren, Stöckeren* usw.

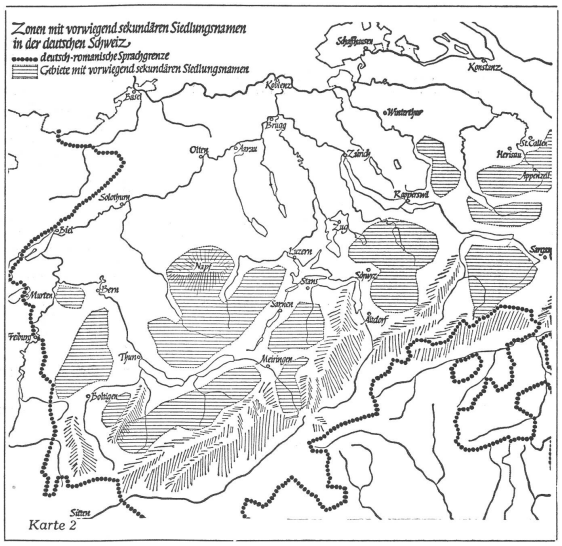
e) Mehr nur auf eigentliche Waldnutzung weisen Namen mit mhd.-schwzdt. *roue* »Baumstrunk«, in Namen *Roue, Hoh Rouen* (Waldkomplex Kt Zürich-Schwyz), *Röuen* u. ä

5. Namen, die sich auf das dem Roden nachfolgende *Umbrechen des Bodens* zur Ackerbereitung beziehen: *Nü-Bruch, Neubruch, Neubrüchel.*

6. Namen, die auf *Köhlerei*, auf das *Holzkohlenbrennen* im Wald hindeuten: *Cholacker, Cholberg, Chölberg, Cholegg, Cholenrüti, Choleren, Cholgrueb, Cholholz, Cholschwand, Choli, Chöli, Choltobel* usw.

7. Seltener erscheint in der Schweiz offenbar auch der sonst mehr mitteldeutsche *Typus Rod* »Rodung«, etwa als *Rodholz, Rodland, Rodhof, Rodboden, Rodwisen, Rodrietli.*

Vergegenwärtigen wir uns die Schichtung der Rodungsnamen noch kurz für einzelne Landschaften. Auffallend für den Kanton Zürich z. B. ist die Häufung von Rodungsnamen im *Zürcher Oberland*, besonders im Tösstal und seinen beidseitigen Höhengebieten. Bei einem Gang das Tösstal aufwärts von Winterthur nach Südosten begegnen uns sozusagen in jeder Gemeinde bis nach Gibswil hinauf Rodungsnamen an Rodungsnamen, alle Typen sind vertreten (z. B. *Rüti* bei Zell, *Herrenschwendi* bei Neuthal, *Lippenschwendi, Altenrüti, Schmidrüti, Heurüti, Brandegg* bei Gibswil, *Nübruch* bei Wildberg, *Cholplatz, Cholacker, Cholwies*, im Steinenbachtal, *Stöcken* bei Ottikon, *Rodweid* bei Turbenthal usw.) Ganz ähnlich ist es im *Pfannenstielgebiet* mit seinen *Rüti, Brandgrüt* ob Uetikon, Althau am Mittelberg von Meilen, *Cholrüti, Cholgrueb, Hohrüti, Rütihölz*, in und am Waldkomplex des Pfannenstiels selbst, *Rütihof, Hohrüti, Rütibüel* zwischen der Forch und Wetzwil, *Rüti* auf der Nordseite des Pfannenstiels und Scheuren usw. Man kann anhand dieser Namen geradezu nachweisen, wie die Siedler, besonders von der lohnenden Südseite her, über die alemannischen Siedlungen auf *-wil, -ikon* usw. hinausgreifend mittels Rodung von allen Seiten dem grossen Waldkomplex am Pfannenstiel und Küsnachter Berg Jahrhunderte lang zu Leibe gerückt sind. Nicht anders ist es am oberen linken Zürichseeufer, wo die Erschliessung des Berges in der Form reiner Rodungshöfe erfolgt, wie die vielen Rodungsnamen im Raum ob Wädenswil beweisen: *Vorderstrich, Oberstrich, Unterstrich, Unterrüti, Stocken, Oedischwend, Langrüti*, ob Herrlisberg, *Giesenrüti, Schwanden* ob Richterswil usw. Im Kanton Glarus z. B. kann man nachweisen, wie der hintere Teil des Grosstales von den Alemannen weitgehend im Zuge der Rodung erschlossen und durchdrungen worden ist. Im Talboden liegen *Schwanden, Betschwanden, Rüti*, auf den Höhen treffen wir *Schwändi* ob *Mitlödi, Grüt* ob Schwanden, *Rütenen* ob Leuggelbach, *Schwänden* bei Betschwanden. Fast ohne Ausnahme liegen die Rodungsnamen des Kantons Schwyz auf den Höhen und in abgelegenen Seitentälern. Das heisst, sie sind Zeugen eines der Talsiedlung der deutsch-romanischen Altsiedelbewegung folgenden Landesausbaus auf den Höhen und in den Seitentälern. Eindeutige Rodungstäler sind das Schächental, das Isental, das Maderanertal, das Seelisberggebiet, das Muotatal, das Riemenstaldental, das Rigi-Rossberggebiet, die schwyzerischen Höfe und das Wägital. Wie eine einzige Rodungsfläche zeigt sich z. B. das Land Appenzell in der Frühzeit und in seinen Namen, wie ein einziges Ringen um lebengebendes Neuland im unermesslichen Hoch- und Bergwald die Tätigkeit des altappenzellischen Siedlers und Bauern. Neben den mit Einschluss der ausgestorbenen Namen die Zahl von 300 übersteigenden Rodungsbezeichnungen – es sind vor allem Höfe, Wiesen, Weiden und Alpen – tragen selbst heutige Gemeinden oder Bezirke Namen, die auf Wald und Rodung hinweisen: *Reute, Rüti, Wald, Waldstatt, Schwende.* Ueber die geläufigen Bildungen *Rüti, Rüt, Grüt* (sowie *Nüret, Nürig, Hartmannsrüti, Buebenrüti, Benzenrüti* usw.) und *Schwendi, Schwand, Schwantelen* (sowie *Farenschwendi, Lobenschwendi, Holderschwendi, Rotschwendi* usw.) hinaus zeigen sich die typischen Namen der Brandrodung *Brand, Brändli, Brenden, Brenneren, Brunst, Sangen* und des Waldaushaues (*Hau, Kau aus Gehau, Schlacht, Stock, Schneit*), ja selbst der Köhlerei (*Cholegg, Cholenrüti, Cholhalden, Cholwald, Chaulbett, Chaulhütten*). Zeigt die Karte zwar eine sozusagen gleichmässige Verteilung der Rodungsnamen in den verschiedenen Landesteilen, so haben die einzelnen Namenbildungen doch ihre besondere Verbreitung. Die zumeist älteren *Schwendi*-Namen kulminieren im Hinterland, fallen gegen Osten und Süden aber merklich ab. Die Brand-Namen wie auch die auf Köhlerei bezüglichen Typen sind in Innerrhoden besonders häufig. *Rüti* und dergleichen kommt in allen Landesteilen in recht dichter Streuung vor. So ist das heutige Landschaftsbild des Appenzellerlandes durch eine jahrtausendalte Rodungstätigkeit mitgeprägt, und noch steht überall im Hintergrund von Höfen und Alpen der alte Wald auf Bergzügen und an den Nordhängen sowie in den tiefen Einschnitten der klaren Berggewässer.



Karte 2

Um es abschliessend noch einmal zu formulieren:

Die Rodungsnamen zeigen uns erst recht den alemannisch-deutschen Landesausbau des 11.–14. Jahrhunderts. Sie liegen kantonsweise verschieden, doch immer jenseits der Altsiedlungsräume, am Hang, auf den Höhen, auf den Talseiten, klettern bis zu den grossen Wald- und Bergkomplexen hinauf, ja sind in Form der sog. Rodungsalpnamen die ersten sicheren Zeugen einer erweiterten alemannischen Vorberg- und Alpnutzung. Alles in allem ist mit den Rodungsnamen doch ausgesagt, dass *Reuten* und *Schwenden* für die Alemannen und selbst für die Eidgenossen der alten Schweiz *das* Mittel zur Erschliessung des neuen Siedlungsraumes, ja Lebensraumes bis ins Spätmittelalter war.

Ortsnamenforschung als Landesforschung

Ortsnamenforschung bedeutet Landesforschung. Sie gehört in den grossen Bereich unserer Bemühungen, die Auseinandersetzung von Mensch und Natur, von Sprache und Landschaft zu ergründen. Da die Orts- und Flurnamen unmittelbare Zeugen dieses Wechselverhältnisses sind, dürfen von der Namenforschung bedeutende Erkenntnisse für den kulturgeographischen und siedlungsgeschichtlichen Aufbau unseres Landes sowie für die Grundlegung einer Sprachgeschichte der Schweiz erwartet werden. Dabei ist auch die hier kaum genannte Flurnamenforschung weiter zu fördern. Es bleibt Aufgabe unserer Forschergeneration, die kantonalen Namenbücher und ein historisches Namenbuch der Schweiz zu vollenden.

Hinweise auf neuere Fachliteratur

Sprachleben der Schweiz (Festschrift R Hotzenköcherle), Bern (Francke) 1963.

Sprache, Sprachgeschichte, Sprachpflege in der deutschen Schweiz, Zürich (Geschäftsstelle des Deutschschweizerischen Sprachvereins) 1964.

Volks- und Sprachgrenzen in der Schweiz im Frühmittelalter, Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, Bd. 13, Heft 4, Zürich (Leemann) 1963.

Anm. d. Redaktion: Die Karten beider Nummern sind koordiniert zu studieren

SHELL

Die **Royal Dutch/Shell Gruppe** einerseits sowie **Shell (Switzerland)** anderseits sind ununterbrochen an jungen

Maschineningenieuren
Ingenieur-Chemikern
Physikern

interessiert und bieten initiativen Hochschul-Absolventen, sofern sie den gestellten Anforderungen in bezug auf Fachkenntnisse und Persönlichkeit entsprechen, interessante Aufstiegsmöglichkeiten.

Interessenten für den **internationalen Dienst,** umfassend die Gebiete der Forschung bis Produktion/Verarbeitung sowie eventuell für eine Tätigkeit in einer unserer schweizerischen Verkaufs- resp. Produktionsorganisationen stehen Herr Dr. K. P. Debrunner, Sunnmatt 8, 8126 Zumikon, Tel. 90 34 21, sowie die Personalabteilung von Shell (Switzerland), Bederstrasse 66, 8002 Zürich, Tel. 25 36 70, intern 453, gerne zu einer unverbindlichen Besprechung zur Verfügung.

Als Zeitschrift

für Bau, Verwaltung und Industrie geben wir geeigneten Studenten eine günstige Gelegenheit zur Ferienbeschäftigung mit bemerkenswerten Verdienstmöglichkeiten.

Sie verhandeln in **telephonischer Werbung** mit unsern Kunden, die sich hauptsächlich aus Kreisen der Politik (Parlamentarier), Verwaltung und Industrie zusammensetzen. Eine überlegene und saubere Argumentation wird nachgewiesenermassen von Erfolg begleitet sein.

Eventuell kann diese Tätigkeit auch während des Semesters weitergeführt werden. Auf Wunsch stellen wir Ihnen gerne Probenummern zu.

Ihre Anmeldung erbitten wir an
SCHWEIZER JOURNAL, Verlag Dr. Hans Frey, 8712 Stäfa, Tel. 74 71 71

Klares, übersichtliches Teilungsbild
Große, deutliche Skalenbezifferung
Versetzte Skalen CF/DF/CIF
Kehrwertskalen CI/CIF
6 Exponentialskalen
Dauerjustierung der Skalen
Gleichbleibender Zungengang
Rutschfeste Gummiauflagen
Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menus** (inkl. Kaffee —.50 und Getränk —.50).

aschinger

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**

Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

Embarras de richesse:

Wer soll denn das alles jeden Tag lesen? Nun - niemand ist dazu verpflichtet. Aber jeder soll finden, was ihn interessiert.

Der Tages-Anzeiger ist eine grosse, vielseitige, reichhaltige Zeitung; er bietet eine Fülle von Lesestoff. In der Fülle muss Ordnung sein, sonst wird sie zur Last. Deshalb bemühen wir uns um eine möglichst übersichtliche Präsentation. Der Textteil ist straff und einleuchtend gegliedert, der Inseratenteil klar nach Rubriken geordnet: der Leser findet leicht und schnell, was er sucht.
Ein besonderer Vorzug unseres Blattes sind die Beilagen. Jeder Tag hat seine Attraktion. Am Montag bringen wir den auf mindestens drei Seiten ausgeweiteten Sportteil, am Dienstag abwechselnd die Beilage «Auto und Verkehr» oder «Natur und Forschung», jeden Mittwoch das «Extrablatt der Jungen». Am Donnerstag erscheint alternierend die Beilage «Reisen, Länder, Völker» beziehungsweise «Im eigenen Land», jeden Freitag die Beilage «Fernsehen und Radio» mit den ausführlichen Wochenprogrammen, am Samstag schliesslich die Wochenausgabe «TA 7» mit den Abteilungen «Zeitgeschehen», «Leben heute», «Kultur» und «Unterhaltung». Der Tages-Anzeiger ist eine Fundgrube mit präzisen Markierungen.
Sorgfalt, Fülle, Übersichtlichkeit; umfassende Information und offene, unabhängige Meinung: der Tages-Anzeiger weiss, was er sich selbst und seinen Lesern als führende Tageszeitung schuldig ist. Es wird uns eine Freude sein, auch Sie in unserem grossen Leserkreis zu begrüssen.

Ich wünsche den Tages-Anzeiger während 10 Tagen gratis ins Haus geliefert

Name:

Vorname:

Strasse:

PLZ + Ort:

Senden Sie diesen Bon an:
Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich

TAW-74

Tages-Anzeiger

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

OTTO FISCHER AG

Elektrotechnische Artikel en gros
Sihlquai 125, Zürich 5
Postfach 8023 Zürich
Tel. (051) 42 33 11

Lieferung nur an konzessionierte Firmen

Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen

Ed. Truninger
Inhaber: H. Hauri-Truninger

Uraniastraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40

Coiffeur
E. Hotz

Zürich 1
Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermäßigung
Haarschneiden
ausgenommen am Samstag

Dienstag den ganzen Tag geschlossen

Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.– Franken. Sie leisten ausschliesslich Nachtarbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telephonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10

Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
Photogrammetrische Geräte
Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
Stereo-Mikroskope
Photo- und Kino-Objektive

Kern SWISS

Kern & Co. AG Aarau
Werke für Präzisionsmechanik und Optik